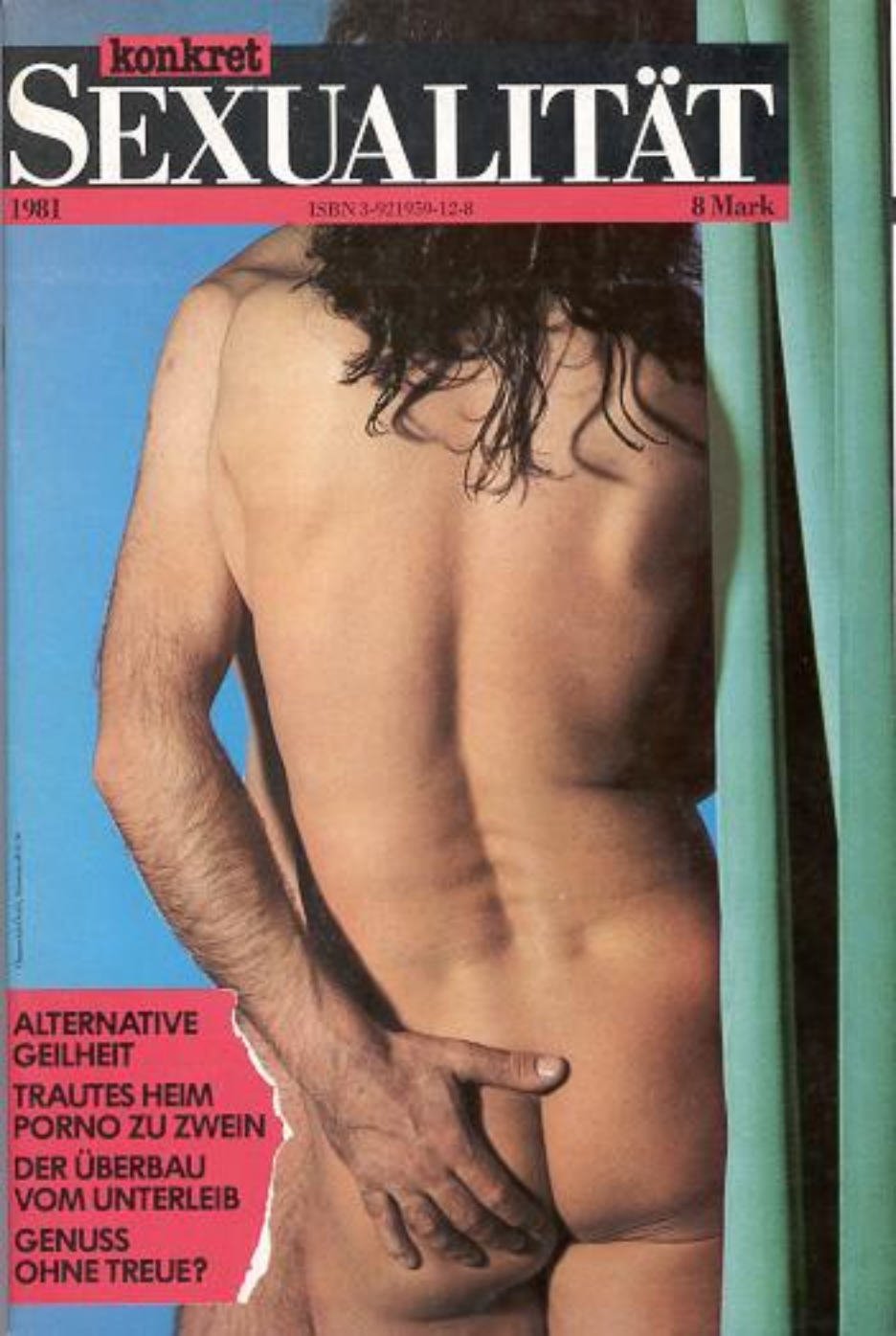
konkret

SEXUALITÄT

1981 ISBN 3-921959-12-8 8 Mark



ALTERNATIVE GEILHEIT

TRAUTES HEIM PORNO ZU ZWEIN

DER ÜBERBAU VOM UNTERLEIB

GENUSS OHNE TREUE?

in Sexualität konkret 1981

Editorial

ZAUBER UND GEGENZAUBER von Martin Walser

Normalität der Perversion von Hermann L. Gremliza
Sexualität zwischen Puff und Polizei, zwischen Beate Uhse und Joseph Höffner

Alternativ Geil von Christel Dormagen
Wie in Trance gehorcht sie, ich habe sie völlig in meiner Gewalt. Meine Hände greifen in ihren vollen Arsch, gleiten unter den Slip, erneut steigt ihre Spannung, denn langsam ziehe ich ihr das Höschen von den Hüften und lege das schwarze Dreieck frei. Gebannt starre ich zwischen ihre Schenkel, jetzt habe ich ihre Fotze nackt und griffbereit vor mir. Als ich mit einem Finger leicht die Spalte nachziehe, stöhnt sie das erste Mal, beißt sich auf die Lippen, ihre Hände verkrampfen sich.«

Witwenverbrennung von Peggy Parnass
Peggy Parnass: »Was stelle ich mir denn eigentlich unter Treue vor?«

Frauen ist Nullsache von Walter Krieg
Bochum, 14.000 arbeitslose Jugendliche, ca. zwanzig Rocker-Clubs. Aufgenommen werden nur Leute, die sich ne volle Ledermontour und mindestens 500 Kubik»leisten«können. Katjes, 29, seit Monaten arbeitslos, konnte das nicht. Bei seinem letzten Besuch der»Dragoncrew«, wie immer betrunken, spielte er »Russisch Roulettec« mit drei Kugeln...Seit Jahren betteln die Rocker auf dem Jugendamt um Clubräume. Noch monatelangen Kämpfen mit der Polizei, dauernden Anzeigen wegen Ruhestörung und Gewaltanwendung, einer Massenschlägerei, bei der die Polizeistation zu Bruch ging, gab das Jugendamt Baracken frei. Was Lampe, der »Freeway«-Vize, übers Heiraten und die Frauen denkt, hat er Walter Krieg erzählt.

Lust & Flucht von Luise Meier, Gunter Schmidt
Gymnasiasten schrieben über ihre sexuellen Wunsche und Erfahrungen. Das wurde ihnen von Schulleitung und -behörde verboten. Luise Meier und Gunter Schmidt über sexuelle Rebellion & Jugendsexualität

Verfolgt, konform, subversiv von Volkmar Sigusch
Bemerkungen zur gesellschaftlichen Lage des Homosexuellen

Verein gegen schädlichen Geschlechtsverkehr e.V. von Ingrid Klein, Gunter Schmidt

Tatwaffe:Nudelholz von Henning Venske
Was sind schon ein, zwei, viele Tornados gegen die heimliche aber massenhafte Aufrüstung der deutschen Hausfrauen? An ihrer Militanz wird unser Volk zugrunde gehen - sagt »Bild«.

Blut & Blut & Blut von Ingrid Klein
Ein Teil der Frauenbewegung hat sich selbst gefunden: Gemeinsam bluten macht stark.

Guter Busen, Arsch & geiler Ausdruck von Gisela Elsner
Die Auswahl an Herrenmagazinen, die man hierzulande erwerben kann, ist keineswegs gering. Wer sich jedoch davon eine gewisse Vielfältigkeit verspricht, wird enttäuscht: Allesamt publizieren sie in öder Gleichförmigkeit Fotoserien von nackten oder nahezu nackten Mädchen

Die Verhurung der Emanzipation von Caroline Fetscher

Der Lohn der Prostituierten wurde kürzlich als Finanzquelle für die Frauenbewegung entdeckt. Die »Courage« ist begeistert.

Monster aus Silikon von Hans Eppendorfer
Transis in der BRD leben mit Hormonspritzen, Silikon, Haarteilen, Salben & Chirurgie

Bürgerliche Verbesserung der Liebe von Ulrich Clement

Märchen für Onanisten, Opium für Impotente von Adolf-Ernst Meyer
Pornos preisen immer Paarungen - und sind dennoch nur Wichsvorlagen. Eine Analyse der systematischen Verlogenheit.

Die Löcher kennt allein der Experte von Horst Herrmann
Wenn die Kleriker den »geschlechtlichen Nichtvollzug« von Ehen nachzuweisen versuchen, können Gynäkologen nur erröten.

Hosenwurz und Rutenmorchel von Volkmar Sigusch
Das Geschäft mit Aphrodisiaka bringt nur eines hoch: den Profit

Werden wir wieder moralisch? von Peter Gorsen
Das Sexuelle in der Kunst: Entweder einziges oder kein Thema.

Trautes Heim, Porno zu zwein von Hermann Peter Piwitt
Das neue deutsche Wunschkonzert: Tagträume, Zahlungsverkehr und Liberalismus

Die Hölle ist das Paradies von Stefan Hinz
Die USA bereiten das Ende vor: Im weißen Haus und in schwarzen Kellern.

Sexualität als Strafsache: Über opferlose Delikte von Rüdiger Lautmann

Duty Free Pop von Winfried Thomsen
Sie reißen eine Marktlücke nach der andern auf, um sie prompt zu penetrieren. Bei ABBA wird nicht vertont, sondern verpeept.

Der Fernseh-Koitus Interruptus von Karl Pawek
Die Fernseh-Herren und ihre »saubere« Leinwand: Schlüpfrigkeiten statt Sexualität, Frauen sind Objekte, Onanie gibt's nicht, anschwellen tut nur die Musik.

Mami, wie sprechen die über Dich? von Susanne von Paczensky
An ihrer Sprache erkennt man sie: Die Pastoren, Ärzte, Journalisten, Politiker, die unverdrossen den § 218 bekämpfen.

... backe backe Kuchen von Ingrid Klein
Eine junge Frau hat ihren Beziehungsjammer auf Papier gerotzt, das Werk binden lassen - und die Szene fährt darauf ab, ist betroffen, findet sich wieder.

Anlage defekt: Handbetrieb von Peter-Paul Zahl
Es ist ein Wunder menschlicher Widerstandskraft, daß nicht alle Gefangenen als Monster und Ripper aus dem Knast kommen.

Nicht für Voyeure von Norbert Klugmann
Peep-Show: Spermapfützen zeigen den Mangel an Sinnlichkeit

Um den Preis des Lebens von Marina Moeller-Gambaroff

Das Kreuz mit der Liebe von Margret Hauch
Wo fängt Sexualität an, wo hört sie auf, was ist überhaupt Sexualität? Den Versuch einer Bestandsaufnahme hat Margret Hauch rezensiert

Scheiden tut weh von Horst Tomayer

Aufzucht und Ordnung von Martin Buchholz
Hitlers »Aktion Lebensborn« ist passé. Die zeitgemäße Form von Rassismus sind Samenbänke. Die Intelligenz kann in Serie gehen.

Die endgültige Geschichte der »St.Pauli Nachrichten« von Peter Dahl

Konkret-Sexualität 1981, S 4

Editorial

»Die Maschine wird mittels Münzeinwurf für eine bestimmte Dauer in Gang gesetzt. Die Vagina-Nachbildung wird nach Münzeinwurf mit angewärmter Silikonmasse beschichtet, um ie notwendige Gleitfähigkeit zu erreichen. Nachdem beim Besucher die Ejakulation erfolgt ist, wird die Vagina-Nachbildung, die aus Latex besteht, in einem heißen Tauchbad aus starker Sagrotan-Lösung gründlich gespült. Erst dann schaltet das Gerät für den nächsten Besucher frei. «

Sexualität konkret, 1981. Während wir an diesem dritten Heft von SEXUALITÄT KONKRET arbeiteten, prüfte das Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit den beschriebenen » Do it yourself peep show«-Automaten aus dem Versandhaus der Beate Uhse auf seine hygienischen Qualitäten. Die Bundesrepublik auf dem Weg zum Weltniveau: Vor Jahren erregte hier die Meldung noch Aufsehen, daß in den USA eine an den Zigaretten-Anzünder anschließbare Onaniennaschine als Autozubehör angeboten wurde. Jetzt kann der bundesdeutsche Branchenführer Uhse bald auf dem US-Markt mithalten - bis die Japaner endgültig das Geschäft übernehmen: mit dem elektronischen Taschenlecker.

Im Sog der großen sexuellen Entmenschlichung die kleine: linkische Bürgerkinder fordern das »alternative Bordell«, frauenbewegte Schwestern suchen Emanzipation durch Prostitution, die »Bild« -Zeitung kämpft für die von ihren Frauen geprügelten Männer, das Fernsehen sucht nach einer Symbiose aus Nummern-Girl und Wort zum Sonntag. Die Ratlosigkeit der Opfer sprengt alle Grenzen. Wo bleiben Liebe, Treue, Eifersucht? War die Befreiung der Sexualität eine Befreiung von menschlicher Sexualität?

SEXUALITÄT KONKRET 81 ist ein erneuter Versuch, auf tausend gequälte Fragen ein Dutzend vorläufiger Antworten zu geben. Das ist nicht viel. Aber mehr, als irgendwo sonst zu bekommen ist.

Konkret-Sexualität 1981, S 5

Martin Walser

ZAUBER UND GEGENZAUBER

Das Konservendosenhafte Liz Taylors
oder das Liz Taylorhafte Romi Schneiders
immunisiert mich vollkommen gegen
den Gestütsnaturalismus Brigitte Bardots.

Konkret-Sexualität 1981, S 6

Hermann L. Gremliza

Normalität der Perversion

Sexualität zwischen Puff und Polizei, zwischen Beate Uhse und Joseph Höffner

So kann man denn sagen: Asoziale und verurteilte Rechtsbrecher, Militär-Drückeberger, Porno-Produzenten und Anarchisten, Hascher, Ehebrecher und Bundesminister, Schwule und Arbeitsscheue hatten es noch nie so gut wie im modernen Deutschland der sozialliberalen Koalition.

»Welt am Sonntag«

GOEBBELS lebt, keine Frage. Denn als er noch lebte, ging es den Asozialen, den Rechtsbrechern, den Kriegsdienstverweigerern, den Anarchisten, den sozialdemokratischen Politikern, den Schwulen und den Arbeitsscheuen genau so, wie sich der Autor der »Welt am Sonntag« das zu wünschen scheint. Doch nicht daß der »Geist« des Nazitums in den Blättern des Springer-Verlags fortwirkt, ist das Überraschende und Bemerkenswerte: sondern daß ein Verlag, der vom vielgeschiedenen Inhaber über den schwulen Manager bis zum Wichsvorlagen auswählenden Chefredakteur und dem straffälligen »Bild«-Beschaffer vom »modernen Deutschland der sozialliberalen Koalition« profitiert, zugleich die sittliche Entrüstung über die Basis seines Geschäfts produziert. Zigtausend Mark verdient der Verlag täglich an den Zuhälter-Annoncen in »Bild« und »BZ«, Hunderttausende Mark wöchentlich an den Pornofilm-Inseraten der Sexkinos: auch die Honorarkasse der »Welt am Sonntag« bekommt davon etwas ab, der Autor nimmt's, genießt und schweigt nicht, sondern verflucht seine Geldgeber.

Doppelte Moral? Auf diesen ehrwürdigen Begriff, der ja immerhin die Existenz von Moral unterstellte und eine Leistung des Bewußtseins honorierte, ist diese Erscheinung nicht mehr zu bringen. Ihre Kennzeichen sind Amoralität und Bewußtlosigkeit. Vielleicht sollte man von der Normalität der Perversion sprechen: statt schmutziger Gedanken schmutziges Denken, wenn man das noch Denken nennen darf.

Da hatte Hamburgs sozialdemokratischer Bürgermeister Hans-Ulrich Klose 180 Redakteure von Schülerzeitungen in den Kaisersaal des Rathauses geladen, um mit ihnen über die Zensur ihrer Blätter durch Rektoren und Schulbehörde zu diskutieren. Was dann geschah, schilderte die »Welt am Sonntag« später so:

Plötzlich fragte einer von ihnen den Regierungschef: »Hast du schon mal onaniert, Uli?« Daraufhin erklangen Trillerpfeifen, schwebten Seifenblasen, ein Halbwüchsiger rief seinem Landesvater zu: »Du Schwein. « Gleichzeitig entkleideten sich vier Mädchen und drei Jungen im Alter von etwa 18 Jahren. Sie umarmten einander vor dem Bürgermeister; eine ergriff sein Mikrofon, um damit unzüchtige Handlungen vorzutäuschen; eine andere, die ein rotes A (für Anarcho) auf ihre Kehrseite gemalt hatte, nahm damit auf Kloses Tisch Platz.

Die »Welt am Sonntag« überschrieb den Bericht mit der Zeile »Deutschland 1981: Der Bürgermeister und die Nackten«. Die »Welt« textete: »Schüler gaben Klose gratis Porno-Schau«. »Bild« berichtete von »Sex-Spielen vor Klose«. Und in den Leserbrief-Spalten der Springer-Presse dröhnte es tagelang: »Die verlorene Würde des Bürgermeisters Klose«, »Herr Bürgermeister, wie soll ich das meinen Kindern erklären?«, »pornografische Ferkeleien«, »Libertinage«, »ein Voyeur (Klose) schaut zu«. »Bild« ließ auch noch den Psychologie-Professor Fritz Stemme aus Bremen zu Wort kommen: »Das Verhalten dieser sieben jungen Leute ist eine abnorme Form des Protestes... Verantwortlich dafür ist eine kranke Gesellschaft, der soziales Gewissen und Schamgefühl immer mehr verlorengehen. Kindern und Jugendlichen wird einfach immer mehr erlaubt. Und wenn sie dann einmal ausbrechen wollen, müssen sie zwangsläufig immer radikaler werden. Jugendliche, die nie gefordert wurden, die niemals an Grenzen gestoßen sind, werden immer grenzenloser.«

Die Gesellschaft ist krank, sagte der Virus. Die Erkenntnisse des für seine publizistische Zwangs-Läufigkeit bekannten Professors stellen die »wissenschaftliche« Variante der alltäglichen Perversion dar: Der Stemme muß, wenn er den Verlust von Schamlosigkeit geißelt, den pornografischen Charakter des Blattes, für das er sich erregt, nicht einmal verdrängen, denn auch dieser ist Teil der Normalität. Was täglich in einer Auflage von vier Millionen gedruckt wird, ist damit zugleich sittlich, und die journalistischen, politischen oder wissenschaftlichen Mitarbeiter sind demgemäß keine Hurenböcke, sondern Stützen der Gesellschaft. Wie soll ich das meinen Kindern erklären?

Oder das: Im größten bundesdeutschen Porno-Verlag (Heinrich Bauer) erscheint auch die »Praline«, die auf den 56 Seiten ihrer Ausgabe vom 12. März 1981 insgesamt 48 Frauen in nacktem oder halbnacktem Zustand abbildet und folgende redaktionelle Beiträge bietet: »Diana und Charles: Dürfen sie schon?«, »Als Kinder spielten Jochen und ich Mann und Frau. Mit 14 machten wir ernst«, »Christa (33): Gott, ist das schön, sich im Urlaub von einem Mann einfach nehmen zu lassen«, »So kann die Frau ihre Lust steigern«, »Auf dem Baby-Strich: Für 50 Mark mach ich alles«. Im selben Heft schreibt der Chefredakteur Jürgen Köpcke, der mehr als 50 Mark bekommt, über die »Sex-Spiele« vor Klose:

Der Bürgermeister war bereit zu dieser Diskussion, denn er nimmt nur zu gern jede Gelegenheit wahr, bei der er sich öffentlich als der liberale Freund der jungen Generation und besonders der Atomkraftgegner, der Kommunisten und anderer Linksradikaler zeigen kann. Auch für Bürgermeister gilt: Sag mir, mit wem du umgehst, und ich sag' dir, wer du bist. Sobald er im Saal war, zogen sich die sieben »Redakteure« aus, ein nacktes Mädchen nahm sich das Tischmikrofon und ahmte Selbstbefriedigung nach, zwei nackte Mädchen umarmten sich wie Lesbierinnen, jemand rief.' »Hast du schon mal onaniert, Uli?« ... Diejenigen »Redakteure«, die dem Bürgermeister da ihre sexuelle Unreife demonstrierten, indem sie sich am falschen Ort und bei der falschen Gelegenheit (nicht vor »Praline«-Redakteuren - HLG) auszogen,... sind die verhetzten Opfer gerade solcher Lehrer, die zuallerletzt diese unsere Freiheit erhalten möchten: von Kommunisten im Staatsdienst... Ober die kommunistischen Lehrer an Hamburgs Schulen hat kein Geringerer als Hamburgs Bürgermeister Klose (SPD) bekanntlich seine schützende Hand gehalten. Schüler solcher Lehrer hat er nun von nah erlebt... Man könnte lachen, wenn's nicht so traurig wäre.

Man könnte weinen, wenn's nicht so komisch wäre: wie da ein hauptberuflicher Animateur von Onanisten sich vor der Nachahmung der Selbstbefriedigung ekelt, wie ein »Gott ist das schön« Redakteur *anderen* »sexuelle Unreife« attestiert, wie einer, der vom Verkauf der Geschichte minderjähriger Stricherinnen lebt, zwischen Schamhaaren im Vollwichs erscheint und einem anderen zuruft »Sag mir, mit wem du umgehst«, wie da einer, der in jeder Hinsicht *dessous* ist, vor aller Öffentlichkeit das Gewissen der Nation verkörpert, denn er ist schließlich auch ein spermatozoon politikon – wie ist das anders zu beschreiben als mit: chaotisches System des ordentlichen Wahnsinns, oder eben: Normalität der Perversion?

Eine Medaille mit zwei Seiten: denn die Schüler, die sich da auszogen und »Du Schwein« riefen, waren ja gerade nicht von kommunistischen Junglehrern indoktrinierte Proletenkinder, sondern Gymnasiasten aus den Walddörfern, der Heimat von CDU-Fraktionsvorsitzenden, Chefredakteuren und anderen besseren Leuten, Söhne und Töchter ihrer Väter und Mütter, die jenseits ihrer schweren Konflikte ein Gemeinsames bewahrt haben. den Haß auf die Arbeiterbewegung und ihre Repräsentanten. Es wäre nur konsequent, wenn unter den Leserbriefschreibern, die wegen der »Sex-Spiele« Kloses Rücktritt forderten, auch der Vater des Jungen gewesen wäre, der Klose als »Schwein« beschimpft hatte. Ich weiß nicht, ob der »Redakteur« Köpcke eine Tochter hat. Aber hätte er eine und wäre ich die, dann hätte ich auch mit Kloses Tischmikrofon »Selbstbefriedigung nachgeahmt«. Nicht um irgendetwas zu revolutionieren, sondern um mir den Weg zu ersparen, den andere Töchter und Söhne solcher Väter (Barzel, Springer, Rebmann) gehen mußten. Selbstentwürdigung oder/statt Selbstmord: das ist die Alternative, die das monopolkapitalistische - System seinen »Bürgern« aufzuzwingen versucht, im beruflichen wie im privaten Leben. Kuschen und Karriere machen oder aufmucken und rausfliegen, anpassen und belohnt werden oder aufrecht gehen und sich ausgrenzen lassen. Amerika hat es nicht besser, aber früher. 1960 schrieb der Sozialkritiker Paul Goodman: »Unsere Gesellschaft kann nicht beides: ein konformistisches und nichtswürdiges System aufrechterhalten *und* begabte, begeisterte Menschen haben, die es mit Leben erfüllen.«

Goodman wird zitiert in der Arbeit »Monopolkapital« von Paul A. Baran und Paul M. Sweezy, die in den Diskussionen der 68er Bewegung eine große Rolle spielte. In dieser Untersuchung findet sich auch ein Kapitel über Sexualität. Baran/Sweezy gehen von Freuds Erkenntnis aus, daß die Kultur auf der Verdrängung libidinöser Triebe und ihrer Umleitung zu schöpferischen Zwecken (Sublimation) beruht. Dieser Prozeß breche im Monopolkapitalismus zusammen, weil das ausschließlich auf Gewinnmaximierung orientierte System schöpferische Arbeit nicht brauchen könne, die Sublimierung also sinnlos mache. Das Monopolkapital sei nun gezwungen, den libidinösen Trieben andere Kanäle zu öffnen, die Gesellschaft zu »reprimitivisieren«, indem es die Sexualität als »die Urquelle des Vergnügens« anpreist:

Aber diese »Reprimitivisierung« funktioniert nicht: Die scheinbaren Möglichkeiten, die die erneute Bedeutung der Sexualität so reichlich bietet, können im wesentlichen nicht verwirklicht werden: Der empfindungslos gewordene Mensch leidet an einer Art psychischer Kastration, an der Unfähigkeit, durch sexuelle Betätigung eine psychische Katharsis zu erfahren. So vieles, was einst verboten war, ist jetzt erlaubt, aber es ist nicht mehr das gleiche wie das, was einst verboten war... Die Ähnlichkeit mit dem, was im ökonomischen Bereich vor sich gegangen ist, ist verblüffend: Die Rationalisierung in der Funktionsweise der menschlichen und ökonomischen Grundeinheiten dieser Gesellschaft schreitet im gleichen Maße fort, wie die Arbeit jeglichen Sinn verliert. Die » Verkümmerung des Sexuallebens«, von der Freud sprach, ist nicht die Verkümmerung der sexuellen Betätigung,- es ist die Verkümmerung des psychischen Inhalts und Sinns dieser Betätigung.

Die Verkümmerung ist zu besichtigen: In den Boulevardzeitungen mit ihren Bordell-Annoncen, auf hundert Illustriertentiteln, in tausend Psychiaterpraxen, in Beate Uhses und Dr. Müllers Sex-Shops, auf Auto-, Margarine- und Strumpfplakaten, im Kino, im Fernsehen, in den Sexklubs, im Rockpalast, aber auch auf der Szene, die sich für die Alternative dazu hält, weil sie den Wichsersex der »Angepaßten« verachtet. Sie ist ausgestiegen aus der Sexualität und zurückgeflohen ins infantile Streichelparadies endloser Kuschelorgasmen, wo die Frau irgendwie ihren Mann steht und der Mann irgendwo seinen hängen läßt, wo er nur auf echte Betroffenheit steht und sie alles unheimlich geil findet, wo er und sie in jeder Beziehung von der Rolle sind, wo man »man/frau« geschrieben wird, wo jeder jedem Küßchen gibt, wo die Wahltunte dem Überzeugungstransvestiten Gute Nacht sagt und von fünf Zentimetern Zärtlichkeit träumt...

Des kleinen Mannes Sonnenschein: Schlag hacken und besoffen sein? Sexualität mit Haut und Haaren, auf Leben und Tod, mit Schweiß und Tränen aus Lust und Schmerz, mit Leidenschaft und Eifersucht, beißend, schlagend, schreiend, ein Ausbruch der Emotionen mit Orgasmen wie Chinaböller? Der/die kleine Mann/Frau von der Szene erwacht bestenfalls mit einem Schmuse-Kater.

Einstieg in die Normalität der Perversion oder Ausstieg ins Kinderzimmer der Gefühle: wenn auch das eine die Folge des andern ist, so ist es doch zugleich mehr, nämlich die Wiederentdeckung und Bewahrung von ein wenig menschlicher, menschenskindlicher Würde. Denn solange die Klasse, die allein die Umwälzung des perversen Systems vollbringen könnte, nicht zu sich kommt, werden die Menschen und ihre Sexualität Funktionen der Profitmaximierung bleiben: ein bißchen »befreit«, wo ein Triebstau zum Betriebsstau führen könnte; ein bißchen unterdrückt, wo die Triebentladung den Betriebsfrieden stört. So, zwischen toleriertem, ja gefördertem Angestellten-Sex in der Kantine, in der Zeitung, im Bordell, postalkoholisch aber investitionsfreudig, und einer sexuellen Rebellion, die als kommunistisch (weil konsumunwirksam) denunziert, mit der Einführung von Arbeitsdienst (die Jugend muß *gefordert* werden) bedroht und öffentlicher Ächtung zugeführt wird, so, zwischen Puff und Polizei, zwischen Beate Uhse und Joseph Höffner, zwischen Axel Springer (Abendblatt) und Axel Springer (Abendland) darf und soll der Bürger ab und an die staatl. anerk. Wutz rauslassen. Die Sexualität der Menschen ist regulierbar; das Nähere regelt ein zu schaffender Verkehrs-Funk. Öffentlich-privatrechtlich. Mit Werbung. Demnächst über Satellit. Hast du Kummer mit die deinen, funk dich einen.

Fuck the monopoly capital.

Konkret-Sexualität 1981, S 9

Christel Dormagen

Alternativ Geil

Wie in Trance gehorcht sie, ich habe sie völlig in meiner Gewalt. Meine Hände greifen in ihren vollen Arsch, gleiten unter den Slip, erneut steigt ihre Spannung, denn langsam ziehe ich ihr das Höschen von den Hüften und lege das schwarze Dreieck frei. Gebannt starre ich zwischen ihre Schenkel, jetzt habe ich ihre Fotze nackt und griffbereit vor mir. Als ich mit einem Finger leicht die Spalte nachziehe, stöhnt sie das erste Mal, beißt sich auf die Lippen, ihre Hände verkrampfen sich.«

Dies Stück Fiktion ist dem Artikel Gernot Gailers entnommen, der am 12.9.1980 unter dem Titel »Eine Traumfrau zieht sich aus« in der Berliner »Tageszeitung« (»taz«), als gekürzter Vorabdruck aus »Ästhetik & Kommunikation« Nr. 40/41 erschien.

Das Ganze ist die geheime und sich jetzt endlich offenbarende Autobiografie eines Pornografie-Verbrauchers. Sie beschreibt nicht nur die Ware Pornografie selber und ihren Erwerb - Pornos in Bild und Text, aufbewahrt in einem Koffer - nicht nur den einsamen Umgang mit ihr: das Ingangsetzen des »schweinischen Phantasieapparats«; sondern vor allem das Dilemma, vor das sich ein gut dreißigjähriger Mann von linker Gesinnung gestellt sieht, der eben diesem Bedürfnis nach 1. Betrachtung schöner nackter Frauen in sexuell stimulierenden Haltungen und daraufhin 2. nach Selbst-Befriedigung des Geschlechtstriebes angesichts oben zitierter Texte und Bilder, auch lebender, nachkommt.

Vor zwölf Jahren sollte der verkündete Imperativ: »Lust, Sex und Politik gehören zusammen« das Dilemma lösen. Das ging nicht, wie Gailer mit der Existenz seines ebenfalls zwölf Jahre alten heimlichen Porno-Koffers beweist. Inzwischen sind seine Ansprüche bescheidener geworden - »Sex und Politik ging nie, geht nicht und wird auch nicht gehen« - und besteht nur noch auf »Lust«. Aber seine Genossen von damals haben, anders als er, sich für die »Politik« entschieden: »Rettung vor der absoluten Verschweinung der Menschheit bietet die Wissenschaft«, entdeckten sie. Herausgekommen ist zu Gailers spezieller Wut unser aller big brother: das Monster der Sexualwissenschaften. Kinsey, Kentler & Co. Wobei er von deren linker Variante überhaupt nichts hält. »Wann steigt den Linken endlich mal der Schwanz zu Kopf? Wann lernen sie endlich mal, sich erst an ihrem Schwanz festzuhalten, bevor sie die Theorie dazu bemühen?«

Als sündiger »Durchschnittswichser« in die Spießer-Ecke der linken Hölle verbannt, bleibt er nun erst recht darin, erklärt die Not zur Tugend mit einer gordischen Knotenentwirrung und behauptet: »Das einzig ernstzunehmende Verhältnis von Theorie und Praxis ist der Porno«.

Aber kaum hat er, nach dem ersten - politischen - Angriff auf seine Lust, sich aus der Einkreisung durch die zweite - die Wissenschaft - zur Lust befreit, steht, wie bei einem Hindernisrennen, die dritte bereit: »Die Frauenbewegung«.

Allseitig umstellt durch Theorieverdammung und Frauenprotest erscheint ihm schließlich die Peepshow als sauberste Lösung für seine Geilheit.

Offen bleibt, ob nicht doch aus Konzilianz gegenüber den Frauenbewegungsfrauen in der »taz«-Kurzfassung auf folgende Passage verzichtet wurde:

»Und wenn sie trotzdem nicht will?

Dann nimmste se eben mit Gewalt. Mit'n paar Mann. Da stehn doch auch viele drauf. Wenn du ihnen so richtig die Kleider runterfetzt. Und sie richtig hart rannimmst. Einer hält sie an den Titten, der andere spreizt ihr die Schenkel. Und wenn sie gar nicht naß ist? Dann leckste se eben. Ist sowieso viel besser als immer gleich Schwanz reinstecken. Für beide.

Und wenn se trotzdem schreit. Und nicht will. Und du gar nicht kannst. Und sie überhaupt nur sich liebt. Und ihren Körper meint. Gar nicht deinen. Der sowieso gar nicht dabei ist?

Sag mal, willst du mir eigentlich meinen Film kaputt machen? Du Schwein! Mit rationalen Argumenten. Das läuft hier nicht. Das ist lustfeindlich. In der Lust gelten andere Gesetze als in deinem dämlichen Kopp.«

***

Vom 19.9. bis zum 6.11.1980 erscheinen fast täglich durchschnittlich zwei bis fünf Briefe zu obigem Artikel in der »taz«. Die Stellungnahmen zerfallen in zwei Kategorien: 1. zur Person, 2. zur Sache, die wiederum zu untergliedern sind in a) Meinungsäußerungen und b) Handlungsaufforderungen.

Beispiele zu

la) »du perverses Schwein«, »du mieser Wichser«;

lb) »Schwanz ab«, »Ich würde dir gern mit aller Wu(ch)t in deinen Schwanz treten«.

Beispiele zu:

2a) »solche Schweinereien«, »frauenfeindlicher Text«, »menschenverachtender Porno«, »Ausdruck eines neu erstarkten Chauvinismus«.

2b) »nieder mit dem Patriarchat«, »nieder mit dem Männlichkeitswahn«, »wenn Sie so für die Peepshows sind, machen Sie doch selber eine - für uns (Frauen) gibt es so etwas nämlich noch nicht«.

Neben den Pauschalverurteilern treten noch jene Differenzierenden auf, die das Gailersche Leiden auch haben; die aber - im Gegensatz zum Autor - es als Ausgangspunkt für eine Veränderung begreifen: »Ich hab auch frauenfeindliche Phantasien, darüber muß diskutiert werden«. Und: »Das Ziel heißt freie, nicht unterdrückte Lust und Zärtlichkeit ... eine qualitativ neue, herrschaftsfreie Befriedigung, jenseits, des überholten Mann-Frau-Schemas«.

Und diese »einzigartige Möglichkeit des Menschen, an seiner fortschreitenden Humanisierung zu arbeiten« geht in unterschiedlichen Schritten vorwärts: Erstmal »habe ich angefangen, darüber zu reden«. »Der Artikel macht mir Mut, zu meinen Wünschen zu stehen« - und zwar kollektiv: »Eine gute Veränderungsmöglichkeit war und ist für mich deshalb die Männergruppe« oder »meiner Ansicht nach zum Beispiel bioenergetische Übungen«.

***

Das Zimmer ist gut ausgeleuchtet, alles ist sichtbar. Der Schreibtisch, das aufgearbeitete Chippendale-Sofa, umfaßt von rahmenlosen Bildträgern mit Diane Arbus-Fotografien, der kleine, schwarz gestrichene Tisch - etwas Asche ist neben den Aschenbecher gefallen, man sieht sie sie ganz deutlich neben der neuesten »Konkursbuch«-Ausgabe liegen.

Wie gesagt: es ist alles zu sehen. Auf dem Bett liegt *er,* - halblanges braunes Haar, schmale Nase, unter dem Oberlippenbart halb verschwundener, leicht geöffneter Mund, seine Hand verschwindet unter *ihren* in alle Richtungen fallenden, klein sich kräuselnden Locken, und ... nackt - wirklich total nackt, alle beide.

Da unterbricht das Geräusch ihrer Hand, die über das Bettlaken auf seinen Körper hin vorrückt, die Stille. Jetzt erreicht sie seinen Bauch, der Handrücken schiebt sich allmählich, die Haut kaum berührend, zu seiner Hüfte hinauf ... Sein tiefes Ausatmen begleitet ihr Spiel der Finger, die jetzt zärtlich seinen Schwanz streicheln.

»Du, ich finde das echt ... also ... «, seine Stimme erreicht sie aus der Ferne, kommt näher, steht vor ihr, wirft das Echo zwischen den Wänden - ihre Bewegung verebbt, während sie immer noch den Penis zwischen den Händen hält.

Seine nächsten Sätze treffen direkt:

»Weißt du, ich denke, daß das auch anders gehen müßte. Nicht gleich: zack los, ran ans Geschlecht. Nein, ich meine, daß man gerade davon wegkommen muß - von diesem Eigentlichen. Das muß man überall suchen, auf dem ganzen Körper.«

»Aber darf man es dann auch mal finden?«

»Nun sei doch nicht gleich sauer. Ich finde, das geht viel zu schnell, verstehst du?«

Aber sie versteht nicht und sagt »Nee!«, so daß er sich hochrappelt, wobei er ihr den inzwischen verkleinerten Penis aus den Händen zieht.

»Na guck mal, vorhin, das war doch ganz schön. Also ich war total weg. Da hätte doch was anderes laufen können.«

»Was denn? Nun werd doch mal konkret.«

Und so sprachen sie die ganze Nacht, bis nichts mehr zu sehen war.

***

Längst hat die Geschwätzigkeit der Sexualität das Verlangen vertrieben.

Sphinxst es doch einmal zaghaft aus seinen abgedrängten Ecken, hinter dem Bücherregal, oder auch nur durch den Bereitschaft signalisierenden Blick des Pinup-Modells hervor, schlüpft es dann sogar unter die Bettdecke, steht da die Inquisition und verlangt den Legitimitätsnachweis: Im Kreuzverhör der frauenbewegten Frauen und der befreienden Sexualstrategen hat das Verlangen sich zu verantworten.

Da es bestenfalls über ein Stammeln verfügt, wird ihm als erster Imperativ das Erlernen der Sprache der Fragenden auferlegt. Und da macht Gailer anscheinend nicht mit: Bei ihm heißt das Verlangen Geilheit, der Penis Schwanz, die Brüste Titten, die Vagina Fotze, die Kopulation Fick, obwohl sich die Heerscharen von Therapeuten, Pädagogen, Aufklärern, Befreiern mit der Produktion und Vermittlung einer geruchsneutralen Sprache abmühen.

Und die Provokation funktioniert. Die Retter der alternativen Sexualität orten den Beitrag als Pornografie, und sind ihrerseits nicht zimperlich: »Dreck«, eine »Schweinerei« ist der »Scheißartikel«, überhaupt »das Letzte«. Endlich kommt wieder etwas Schwung in die seit Jahren müde dahinschwappende Sexualitätsdebatte. Den Gegner als »miesen Wichser« fixierend, gewinnt der eigene Sexual(sprach)körper wieder Konturen, da er - die Wörter als obszön abweisend - die Reinheit der Tatsache behaupten kann. Und dieser Falle entgeht Gailer eben doch nicht: Indem sein Angebot eines anderen Redens - in der erregten Ich-Sprache gewissermaßen - in der Entrüstung seiner Leser aufgeht, erfüllt es die strategische Funktion, die Pornografie in unserer Gesellschaft einnimmt: Die des Pendants zum *echten* Sex.

Der liegt aber nicht so einfach auf der Straße rum, oh nein: »Die freie Sexualität stellt sich nicht auf Parolen ein, sondern muß erarbeitet werden. « So werden denn auch dem Gailerschen Faulheitssyndrom einer »unaufgearbeiteten Sexualität« als Arbeitsgerät die verschiedenen Möglichkeiten der Identitätsfindung anempfohlen: -

Ich und meine Bedürfnisse: »Recht haben die, die sagen, eine politische Emanzipation muß mit der persönlichen einhergehen. Aber dazu ist es nötig, die eigenen Bedürfnisse von den aufgesetzten und anerzogenen zu unterscheiden und (...) nur noch die ureigensten zu befriedigen«. (Stephan) -

ich und mein Körper: »Mich selbst und meinen Körper zu akzeptieren und zu lieben, ist für mich jedoch die wichtigste Voraussetzung, um überhaupt andere Menschen wirklich lieben zu können.« (Werner) -

Ich und die Gesellschaft: »Immerhin weiß ich jetzt, daß ich kein Einzelfall bin, und leite die sadistischen Träume der Männer sowie die masochistischen der Frauen von den sexualökonomischen Verhältnissen ab... Nur, wenn ich mich selbst bewußt mache, komme ich weiter«. (Thomas)

»Ich bin schließlich auch ein Mann und kann nur sagen, ich habe solche Phantasien nicht. «

Diesem therapeutischen Totalitarismus entkommt niemand. Die Behauptung, man sei gesund, es gehe gut, Probleme gebe es nicht, nein, auch in der Sexualität keine, bringt in Verdacht, schwer krank zu sein. Hilfreich stürzen schon die sich selbst bewußtseienden Helfer herbei und basteln einem aus dem harmlos Dahingesprochenen eine vollkommen neue Existenz zusammen: Nicht wiederzuerkennen, aber auf der ersten Sprosse der Befreiungsleiter.

Und so liegt auch Ulrich Greiner in seinem »Zeit«-Artikel »Immer nur das Eine« zur Gailer-Diskussion vollkommen daneben, wenn er die Linke zusammen mit der Rechten für einen neuen Puritanismus kämpfen sieht. Der Puritanismus will den Sex verschweigen. Die fortschrittlichen Menschen, also auch die Linken, verschweigen ihn nicht, sondern treiben ihn hervor, schaffen mit ihren Diskussionen erst einen sexuellen Körper, der eben nicht auf der Hautoberfläche aufhört, sondern unter dem Blick des Sachverständigen für Inneres - und wer ist das heute nicht? - um eine psychologische Realität erweitert wird, die erst den ganzen Menschen ausmacht. Ist es ein puritanisches Gebot, die Phantasie im Dunkel zu lassen, so darf man sie jetzt aus diesem Dunkel befreien.

Aber es ist wie mit dem Hasen und dem Igel: die Befreiung, die dem Zwang entkommen will, ist immer schon längst vom Zwang zur Befreiung eingeholt, der sich selbst die Indizien seiner Befreiung schafft.

Der erste gesteht: Ich schlafe mit Männern und Frauen. Der zweite flüstert: Ich auch. Mit dem dritten entsteht die Gruppe. Durch den vierten werden sie zur Norm, die den vorbeikommenden fünften an seiner Verklemmung leiden läßt, weil er trotz intensiver Bemühung keinen Spaß an der Bisexualität finden kann. Er wird sich also beobachten, sich fragen, ob, an der neuen sexuellen Norm gemessen, Fortschritte in seinen Phantasien zu erkennen sind; wo er auf der Skala der Versagensmöglichkeiten einzuordnen ist. Über diese Kontrollmöglichkeit der Wunschproduktion verfügt der Puritanismus nicht.

So bekommt Gernot Gailer seine Schelte auch nicht, weil er seinem Sex das Wort erteilt, sondern dafür, daß er sein Problem nicht griffig für die sich hilfreich ausstreckenden Hände formuliert; dafür, daß er seine vermutlich unbearbeitete Phantasie heraustönt.

Aber nun ist sie ja heraus, auf daß sich die Erzieher ans Werk machen können - was sie heute glücklicherweise schon frühzeitig und systematisch besorgen. Die Phantasie, nicht erst in ihrer verschweinerten Form, sondern schon in jugendlicher Unschuld erkannt, ist vielleicht noch zu retten. Das Phantasiemerkmal bereitzustellen und in die richtigen Bahnen zu lenken, scheint die Schule der geeignete Ort:

***

»Es lebte einmal in einer großen Villa ein reicher Ölmagnat mit seiner Frau und Sohn Peter. Sie hatten ein Hausmädchen Sabine, das sie von der Straße aufgelesen hatten., Langsam fing Peter sie an zu lieben. Kein Wunder, sie war ein hübsches und attraktives Mädchen. Weil er sie einmal aus dem Swimmingpool gerettet hatte, war sie ihm immer dankbar und liebte ihn heiß und innig.

Es klopfte an Peters Tür. Das bildschöne mit Parfüm getränkte Mädchen trat in die Tür hinein. »Das Frühstück ist bereits serviert«. »Ich möchte aber lieber Sie vernaschen«. Eine leichte Röte überzog ihre glühenden Wangen, und ihre zarten Lippen verformten sich zu einem Lächeln. Er stand auf, und sie gaben sich den Morgenkuß. Langsam, noch beim Küssen, bewegten sie sich auf das Bett zu, fielen auf die Matratze, und Peter knöpfte ihre himmelblaue Bluse auf. Zum Vorschein kamen ihre straffen Brüste, die im Sonnenlicht wie zwei goldene Kugeln aussahen. Es war schöner als jedes bekannte Gefühl, so als wenn man in einem Himmelbett über den Himmel fliegen würde.

(Leicht collagierter und gekürzter Klassenaufsatz einer 8. Klasse zum Thema »Liebesroman«.)

***

Eigentlich hätte anstelle dieses Artikels ein Gespräch mit Gernot Gailer stehen sollen. Es war schon verabredet. Aber Gernot Gailer, der seine Adresse inzwischen nicht mehr rausrückt, meldete sich nicht bei mir. Da hätte ich ein Geradeaus-Nein von vornherein besser gefunden. Wenn er gedacht hat, daß ihm das am Telefon zu hörende Kindergeschrei zum Beispiel um die Ohren gehauen würde - so wie es der taz-Leserbrief eines Freundes tut, der beiläufig nach Gailers Freundin und Kind fragt - dann wäre er blöde. Als ging es um öffentliche Enttarnung eines Privatungeheuers. Viel spannender und angreifbarer ist ja das von jener erfundenen Person G.G. Geschriebene.

Also erfinde ich mein Gespräch; nicht mit Gailer, der hat sich ausgeredet, denke ich. Vielmehr mit Franz Schwantz, einem Freund, der sich Gedanken macht.

***

Franz Schwantz: Produktion der sexuellen Phantasie im Deutschunterricht also. Neben dem Sexualkundeunterricht. Für mich stellt sich die Frage, ob deren konsequente Verlängerung nicht der Mattenraum in der Pausenhalle sein kann, wo die Schüler in der Pause miteinander schlafen dürfen.

Ich: Wieso in der Pause? Einleuchtender wäre doch, daß dies als Unterricht stattfindet. Mit der therapeutischen Begleitung eines Schulpsychologen, der sexuelles Fehlverhalten noch im Entstehen begradigen könnte.

F.S.: Im letzten Konkursbuch -bei dem der Schwerpunkt zur Abwechslung die Erotik ist und nicht die Sexualität - berichtet Sam Keen über »Plato's Retreat«. Das ist ein Club, in dem man – gegen Entgelt - mit anderen Gästen vor anderen Gästen vögeln kann.

Ich: Und das Projekt »alternatives Bordell« - für Frauen und Männer - der Berliner Szene wäre die noch bessere Fortentwicklung hin zu Gailers Utopie: »Die ganze Welt ist eine Peep-Show.«

F.S.: Merkst du denn nicht, wie wir selber - nicht nur Gernot Gailer, der auch, - wieder in die Falle tappen! Wir reden und reden. Wir kreisen unendlich das vermeintlich Eigentliche ein, schaffen uns immer subtilere Verfügungswerkzeuge, wissen in immer entlegeneren Ecken Bescheid, schaffen immer neue Tiefen unter der Oberfläche ...

Ich: Da fällt mir allerdings etwas Irrwitziges ein. Nach der Gailer-Aufregung hat die Redaktion von »Ästhetik & Kommunikation« einen »Arbeitskreis Sexualität« gegründet, der das, was geschehen ist, aufarbeiten soll. Und was machen sie? Als ich einmal teilnahm, wurde - nach allerklügstem Reden hin und her - beschlossen, in der nächsten Sitzung die Liebessprache zu analysieren; das, was man im Bett miteinander flüstert, wenn man's tut. (Man hat offenbar zu flüstern.) Rauskriegen wollten sie wohl, wie denn nun die eigentliche, konkrete Sexualität aussieht, jenseits der Theorie über sie.

F. S.: Und?

Ich: Ich bin da nicht mehr hingegangen.

F.S.: Also totgeredet und zum Geständnis gebeten. Genau das meine ich.

Ich: Wenn du so willst, ist der Schlußabsatz von Gailers Artikel darauf noch der i-Punkt: er schreibt, vielleicht sollte ich - anstatt so vor mich hin zu onanieren und zu phantasieren - etwas verändern, »... mal mehr ausprobieren. Vielleicht mit der Freundin?«

F.S.: So ist es halt mit dem Reden. Das große Befreiungsgewäsch produziert am Schluß genau die Moral, die es loswerden will.

Ich: Tja, -eben.

Konkret-Sexualität 1981, S 14

Peggy Parnass

Witwenverbrennung

Peggy Parnass: »Was stelle ich mir denn eigentlich unter Treue vor?«

DER letzte Mann, den ich liebte, kündigte mir fristlos, weil ich die Dinge nicht locker genug sah. Damals, in seinem Büro, würgte ich noch hervor: »Wäre ich deine Sekretärin, könnte ich mich jetzt ans Arbeitsgericht wenden.« So wurde mein Rausschmiß aus dem relativen Paradies nicht mal begründet.

Als er mich zu Beginn unserer Beziehung ängstlich fragte, ob ich verheiratet bin, verlobt, mit jemandem zusammenlebe oder einen festen Freund habe, war ich glücklich, ihn beruhigen zu können: »Ich hab niemanden, es gibt nur dich. « Hätte ich doch nur irgendeinen Mann erfunden. Was ich für seine Beruhigung hielt, war für ihn sehr bedrohlich.

Ich lernte auch seine Wohngemeinschaft kennen. Mit den Frauen hatte er jeweils ein Jahr in der Vergangenheit zusammengelebt. Auch die Frauen lebten mit anderen ehemaligen festen Liebhabern in Freundschaft. Wenn größere Essen veranstaltet wurden, kamen noch mehr ehemalige und akute Lebensgefährten und -gefährtinnen dazu.

Für mich war es unbegreiflich, daß alles ganz ohne Dramen abzulaufen schien. Alles gutaussehende, junge, gebildete, erfolgreiche Leute. Akademikerinnen, die wie Models aussahen. Akademiker mit Playboy-touch. Ich wär so gern wie sie gewesen und kam mir vor wie ein Wesen von einem anderen Stern.

Nachts lag ich wach von Ängsten gejagt neben dem glücklich schlafenden Geliebten, dem ich die Schuld daran gab, daß er mich von meinem Grauen, meinen Erinnerungen und meiner Angst nicht befreite. Daß er mir trotz Liebe und Leidenschaft die Einsamkeit nicht nahm. Jeden Morgen das gleiche Kontrastprogramm: Der strahlende, fröhliche, glückliche, gutdurchblutete junge Mann von 1,92 Meter, und das kleine, graugesichtige, ausgehöhlte Wrack an seiner Seite. In einer Woche nahm ich zehn Pfund ab. Vampirismus.

Dies war mein erster Versuch, mit einem vermeintlich ebenbürtigen Mann zu leben. Erwachsen, intelligent, witzig, sinnlich, erfolgreich, musisch, lebenslustig, charmant. Als die Leute seiner Wohngemeinschaft SEXUALITÄT KONKRET 1 neben seinem Bett fanden mit meiner Kolumne drin, dachten sie, ich hätte über uns beide geschrieben:

»Mit einem ganz normal und gesund funktionierenden Mann kann ich eigentlich gar nicht ins Bett gehen. Sexuelle Techniken oder Praktiken rufen den Wahnsinn nicht hervor. Es genügt also nicht, daß ein Mann jung ist, daß er schön ist, daß er groß ist - das alles waren die meisten -, es muß der Wahnsinn hinzukommen, oder es geht nicht.

Ich kenne sehr wenige Männer, die stark genug sind, eine Liebe zu leben. Ich spreche jetzt gar nicht von meinen komischen, unkomischen Geschichten, sondern von Lieben, die ich beobachte. Es sind, bis auf wenige Ausnahmen, immer die Frauen, die tragfähiger sind, stärker, aufbauender. Die Ängstlichkeit der Männer macht mich verrückt. Zusehen, daß ich einem Mann Angst einflöße statt Hoffnung, macht mich verrückt. Sie rennen um ihr Leben, sobald sie sehen, daß eine Frau nicht eine totale Null ist: Ich glaub, daß ich den Männern und mir einen Gefallen tu, wenn ich meine Bedürfnisse und Leidenschaften auf mehrere verteile. «

Diese Kolumne mit all ihren Bestandsaufnahmen und Quintessenzen, mit Einblicken und Aussichten, mit Warnungen, Deutlichkeiten und Vorsätzen, die eigentlich als Gebrauchsanweisung für künftiges Verhalten gedacht war, hat als Rezept nichts getaugt. Jedenfalls nicht für uns beide.

Es hat ja auch nichts genützt, daß er mir deutlich genug klarmachte, wie sehr er eigene und anderer Abhängigkeit haßt. Als ich ihm einmal am Telefon sagte: »Ich hab Besuch, wir haben gerade miteinander geschlafen« preßte er hervor: »Das fühlt sich an wie 'ne Faust im Magen. Schmeiß ihn raus, bevor er sich bei dir festsetzt. « Doch da wußte ich schon, daß ihm eine Faust im Magen lieber ist als Verantwortung für das Wohl und die Gefühle einer Frau.

Treue, was ist das? Für jeden was anderes. Genau wie Liebe. Treue - trauen - Vertrauen - Mißtrauen ... Meine Ansprüche sind so, daß ich damit keinen Fuß an Land krieg. Keine Lügen, keine Halbwahrheiten, kein Geschummel, kein Drumrum. Wenn ich die Zeit zurückdrehen könnte: erste Liebe = letzte Liebe. Treue ist wirklich für jeden was anderes:

»Ich teile meine Einkünfte und den Zugewinn nur mit meiner Frau. Mit der Kleinen schlafe ich doch nur mal so.«

»Du weißt doch, daß wir uns lieben. Es ist doch keine Untreue, wenn ich unterwegs mal nur für Geld mit einer schlafe.« »Wir sind einander absolut treu. Wir schlafen natürlich auch mit anderen, aber Wir sagen uns alles.« »Alles?« »Ja, das heißt, wenn ich meine, daß es ihn doch nur aufregt, dann manchmal lieber nicht.«

»Wieso Untreue? Wir haben sexuell gar nichts miteinander. «

»Was heißt da Untreue? Das ist doch nur fürs Bett. «

»Aber Liebling, mit ihr/ihm bin ich doch nur verheiratet. Wir haben doch nichts mehr miteinander.«

»Das ist doch nur ein Fickverhältnis.«

»Liebling, ich gehör dir ganz und gar. Hier, sieh ihn dir an. Er gehört nur dir. « »Liebling, nun wein doch nicht. Glaub mir, wenn ich mit ihr schlafe, denke ich nur an dich.«

Ich seh immer wieder Leute, die jemandem den Partner ausreden wollen, um ihn sich dann selber zu greifen. Ja, und immer wieder das »er muß doch selber wissen, was er tut ... «, und »du kannst ihn doch nicht bevormunden ... «, wenn sie einen labilen Labberheini verführen. Und das ist ja nun wirklich nicht schwer. Ich find nicht, daß Leute treu sind, wenn sie nur aus Kalkül mit keinem andern schlafen. Aus Angst um den Ruf, um Erbschaft, vor Auseinandersetzungen etc. Eine angebliche Feministin sagte mir neulich: »Natürlich fühle ich mich als Frau mit ihr total solidarisch. Aber warum soll ich nicht mit ihrem Mann schlafen? Was kann *ich* denn dafür, daß sie ihn nicht halten kann?«

Oder all die Schweinepriester, die glauben, ihren Partnern was Gutes zu tun, wenn sie sagen: »Appetit hol ich mir draußen, aber gegessen wird zu Hause. « Oder die, die sich für treu halten, wenn sie mit 'ner fremden Stimme im Ohr am Telefon wichsen, weil sie dabei ja nur sich selbst anfassen. Oder die vielen, die während der Umarmung, Augen zu, an jemand anderes denken.

Trotzdem, alle die so flott tun, krümmen sich auch vor Angst, wenn sie glauben, daß es keiner sieht. Weil ich weiß, wie weh es tut, werte ich mich immer so lange ab, bis sicher ist, daß zumindest *ich* keine Konkurrenz bin. Verärgere auch oft Leute, wenn ich versuch, einen Zugriff zu verhindern. Wenn ich sag: »Du, der oder die hat schon jemanden zu Hause. « Weil charmante Junggesellen sehr gern ohne ihre Partnerinnen zu Feten und Essen als Füllsel eingeladen werden. Krieg pikierte Antworten, wie »Er ist doch erwachsen, muß doch selber wissen, was er tut. Wenn ich es nicht wäre, ...« oder »Was nehm ich ihr/ihm denn schon?« Ja, nix Besonderes. Desto leichter müßte es doch sein, auf das bißchen zu verzichten. Für die oder den, deren einzig Lamm man sich gegriffen hat, ist es eben keine Bagatelle.

Keine Untreue ist auch, gemeinsam Dritte und Vierte hinzuzuziehen. Doch auch da, wo Sexualität so gehandhabt wird, gibt es den Begriff Untreue. Mit einem andern allein lachen, reden, Kaffee trinken gehen, können da Trennungsgründe sein. Wie es mir auch ein Loddel mal erklärt hat: »Meine Alte ist doch nicht so ne Sau, daß sie mit'm Kerl für nen labbrigen Hunderter aus'm Puff raus essen geht. «

In Liedern kommt Treue immer wieder vor. Wegen der Untreue. »Du kannst nicht treu sein - nein, nein, das kannst du nicht - wenn auch vor Liiebe dir das Herze zerbricht.« Und das Absurde: »Bella, bella, bella Marie, bleib mir treu, ich komm zurück morgen früh.«

Ab und zu denk ich, es geht ja wirklich anders. Da lieben sich zwei. Nichts als Glück und Harmonie. Werde wütend, wenn dann trotzdem einer an dem anderen zweifelt. Krieg dann doch meistens hinterfotzigen Schweinkram mit. So ganz heimlich: Streicheln beim Helfen in den Mantel, verlängerter Händedruck, Geraune am Telefon und Tonwechsel, wenn jemand reinkommt. Alles verlogen. Genauso verlogen wie das Animieren von Freundinnen zu Liebesverhältnissen mit ihren Männern.

Im ersten Fall war es eine Mischung aus Intelligenz und Hilflosigkeit. Lisa dachte sicher, daß die Verliebtheit ihres Freundes in mich nachlassen würde, wenn sie mich zu einem Eingehen auf ihn überreden könnte. Da ich nur ihretwegen immer nein sagte, ließ ich mich gern von ihr überzeugen. Warum sollte nicht wahr sein, daß sie nicht nur weniger kleinlich ist als ich, sondern sich sogar mit ihm freute. Sie brach zusammen, weil es natürlich nicht nur bei einmal blieb.

Da ich Lisa sehr lieb hab, war mir das ne Lehre. Wurde danach noch vorsichtiger. Partner von Freunden und Freundinnen - tabu. Erst zehn Jahre später ließ ich mich nochmal von einer Freundin überreden. Die brauchte allerdings nicht nur einen Tag, sondern mehrere Wochen, bis ich ihr glaubte. Ich hab alles aufgezählt, was dagegen spricht. Daß sie nichts kriegt, sondern wenigstens die Hälfte abgibt. Daß sich Liebe nicht steuern läßt.

Sie lachte alle meine Bedenken weg: »Glaub mir doch Peggy, du siehst die Dinge zu eng. Ich schlafe doch auch mit anderen Männern. Es gibt wirklich noch andere Möglichkeiten zu leben als deine. Was soll mir denn daran wehtun? Das ist doch auch für mich ein Gewinn, so gern, wie ich dich hab.« Da sie mir nicht jemand aufschwatzen wollte, der mir nicht gefiel, sondern den schönen jungen Mann, in den wir beide verliebt waren, kostete mich meine wochenlange Abwehr ziemlich viel Kraft.

Die Zeit mit den beiden wurde wunderschön. Ich dachte, jetzt hätte ich wirklich einen modus vivendi für mich gefunden. Eine Möglichkeit, zu lieben ohne zu leiden. Meine vielen Bedürfnisse besser verteilt, besser abgedeckt. Von mir aus hätte es ewig so weitergehen können. Doch die Frau, die uns mit so viel Energie zusammengebracht hat, beendete das Verhältnis mit genauso viel Energie. Weil ihr die Steuerung entglitt. Als sie merkte, daß ihr wirklich etwas verlorenging, weil sich seine Gefühle verselbständigten.

In beiden Fällen fühlte ich mich restlos betrogen. Grade, weil man meine Einwände, mein Wissen, meine Intuition beiseite wischte. - Trotzdem, im Moment finde ich es besser, mich ausschließlich an Freunde zu halten, als mich von Liebhabern wie von Salzsäure zerfressen zu lassen.

Ich fühl mich immer denen unterlegen, die mir von ihrer Großzügigkeit in Liebesdingen erzählen. Ich bin kleinlich. Hab immer Angst, verlassen zu werden.

Es ist gewagt, so was laut auszusprechen, da es »in« ist, solche Ängste mit Geiz, Besitzdenken, Machtgelüsten und anderen Etiketten zu belegen. In einer Zeit, in der uns das spießige Fernsehen den geschiedenen, aber nicht ganz getrennten Kommissar serviert. Wo der Lebenshilfe gebende Pastor Sommerauer in der »Bild«Zeitung kommentiert:

»Absolute Treue ist eine Illusion. Wir sollten lieber von Vertrauen durch Vergeben sprechen. Das ist realistischer - und praktisch steigert die Vergebung das Vertrauen und umgekehrt. Beides zusammen steigert die Liebe.«

Was stell ich mir unter Treue vor? Witwenverbrennung, zum Beispiel. Es gibt Leute, die sagen, daß die Witwen sich das nicht ausgesucht haben. Das verstehe ich nicht. Es muß ja nicht grade Feuer sein. Man kann sich ja auch mit ner Giftkapsel im Mund ins Grab stürzen. Oder überhaupt gemeinsam Selbstmord begehen, wenn der andere unwiderruflich kränkelt. Ich krieg nen Brechreiz, wenn ich seh, wie Witwen oder Witwer oft schon auf dem Friedhof erfolgreich getätschelt werden.

Treue ist was für immer und immer und immer. Meine Mutter war genauso. Die hat sich freiwillig umbringen lassen. War gar nicht mit verhaftet, hat sich aber drum gedrängelt, auch verhaftet zu werden, um bei ihm bleiben zu können. Das ist für mich Treue.

Konkret-Sexualität 1981, S 17

Walter Krieg

Frauen ist Nullsache

Bochum, 14.000 arbeitslose Jugendliche, ca. zwanzig Rocker-Clubs. Aufgenommen werden nur Leute, die sich ne volle Ledermontour und mindestens 500 Kubik»leisten«können. Katjes, 29, seit Monaten arbeitslos, konnte das nicht. Bei seinem letzten Besuch der»Dragoncrew«, wie immer betrunken, spielte er »Russisch Roulettec« mit drei Kugeln...Seit Jahren betteln die Rocker auf dem Jugendamt um Clubräume. Noch monatelangen Kämpfen mit der Polizei, dauernden Anzeigen wegen Ruhestörung und Gewaltanwendung, einer Massenschlägerei, bei der die Polizeistation zu Bruch ging, gab das Jugendamt Baracken frei. Was Lampe, der »Freeway«-Vize, übers Heiraten und die Frauen denkt, hat er Walter Krieg erzählt.

WENN ich mal heiraten würde, ich glaub zwar nicht, daß das bald sein wird, vielleicht mal in zehn Jahren oder so, dann muß das bei mir so total mit Weste in die Kirche gehn. Vielleicht noch die Orden abmachen von Hitler, weißt du. Wenn die Alte dagegen wär, würd ich sie nicht heiraten. Und dann müßte der Club da sein, und der Präsident und der Kassierer, die müßten dann, wie heißt das nochmal, die müßten dann so Trauzeuge machen und so'n pipapo. Danach würd ich dann dick 'ne Fete machen, da würd ich richtig Geld aufnehmen für. Dann würde ich natürlich auch die ganzen anderen Clubs aus Bochum, Hagen und Wattenscheid einladen, »Free Ways« und so und dann mit die Karren so richtig vor die Kirche fahrn.

Danach würd ich dann aus'm Club rausgehn, weil. - das haben wir so abgemacht. Wenn einer heiratet, der hat dann ja nicht mehr soviel Zeit für'n Club. Natürlich gibts da Ausnahmen, aber meistens ist das so, wenn man verheiratet ist, da sagte die Alte »Ouh, gehst du schon wieder dahin« und »ich geh auch mal«. Meistens sagt er dann, weil er ja verknallt ist in die Alte: »Hast schon recht. Ich geh nicht hin«. Dann sucht er sich eben 'nen andern Kumpel.

Wenn ich heute aus'm Club rausgehen würde, so von heut auf morgen, wüßt' ich gar nicht, wohin. Ich hab keine andern Freunde, vielleicht zwei oder drei, aber das sind alles schlappe Pisser. Die taugen alle nichts. Für mich zählt nur, wer ne Weste anhat, wer ne tofte Karre fährt, so fünfhundert Kubik. Der kann bei uns einsteigen, muß viel Zeit haben und immer für'n Club dasein. Dann ist das tofte.

Samstags haben wir immer Versammlung. Frauen kommen da natürlich nicht hin, Frauen ist Nullsache. Da werden dann immer die total guten Geschichten erzählt, die dürfen die Weiber nicht hören.

Mir persönlich wär' das egal, ob da nun 'ne Alte sitzt oder nicht, aber die meisten, die haben dann Hemmungen« so von Fickerei zu erzählen, weißt du.

Tja, was machen wir sonst noch so? Meistens zu andern Clubs fahren, oder wir fahrn ins Sauerland, Schlammschlacht machen oder so.

Was `ne Frau bringen muß, um in den Club zu kommen? Also erstmal muß sie 'ne tofte Karre oder nen toften Chopper fahrn und einfach so sein wie wir, einfach mit jemandem pennen, ein' klarmachen und dann ist Schluß. Wenn die zum Beispiel Trieb hat, denn muß sie eben sagen: »Lampe, paß mal auf, jetzt gehn wir mal, da vor und machen einen klar, machen mal 'ne schöne Nummer. « Und nach der Nummer gehn wir wieder ein' trinken und unterhalten uns über Karren. Oder sie sagt eben, sie hat noch nicht genug und geht dann nochmal mit'm andern weg und macht dann noch einen klar, verstehst du. Sowas find' ich tofte!

Am besten müßte sie dann mit auf Treffen fahren, so mit tofte schwarze Strapse an, so schwarze Strümpfe, verstehst du, schön auf'm Chopper sitzen, das wär tofte. Dann würde sie auch 'ne Weste kriegen, mit Abzeichen, goldenen Abzeichen dran. Natürlich nicht richtig Gold direkt, so gestickt müßte das dann werden. Und alle müßten dann sagen: »Ooh, die schwarze Mutti kommt, die Clubmutti kommt«. Das wäre echt total gut! So müßte die Frau sein, dann würde sie auch bei uns in'n Club kommen. So in der Art, vielleicht nicht ganz so wild, da gibts wahrscheinlich kaum 'ne Frau. Wir haben da so eine, die schon fast mit jedem ins Bett gegangen ist. Die sagt nicht, Männer sind total doof, die kann ich nur zum Vögeln gebrauchen. Wir sagen meistens, Frauen sind nur dazu da, sonst kannst du die in 'ner Pfeife rauchen.

Mit Frauen kriegst du nur Ärger. Andauernd kommt jemand an: »He Lampe, da will jemand meine Frau anmachen.« Und dann mußt du dich für so 'ne doofe Frau wieder rumprügeln, und womöglich kommt dabei einer in die Kiste, wenn er dann die Diskothek auseinander genommen hat. Überhaupt, wenn jemand ne sinnlose Schlägerei selbst anfängt, das ist dann seine Sache. Zum Beispiel in der Diskothek. Da rempelt ihn einer an, und der haut dem gleich eine rein. Das ist seine Sache. Kann ja sagen: »He, du Pissmann, was soll das?« Dann ist das doch abgetan, braucht man sich doch nicht gleich die Birne einhaun. Wenn einer sagt, »Paß mal auf, meine Freundin ist mit andern losgezogen und mir haben sie eine auf die Kirsche gehaun, weil ich natürlich dazwischen gegangen bin, und nun haben sie den ganzen Club platt gemacht«, dann würde ich auch nicht helfen, weil das doof ist, sich für 'ne Alte rumzuprügeln.

Die Weiber haben sowieso immer nur'ne große Schnauze. Stehn rum bei 'ner Prügelei und sind dann am Schrein: »Los hau rein, mach sie fertig! « Aber die prügeln sich ja nie wirklich, und nachher kommen sie dann an: »Och, haben sie dich gehaun? Siehst du aber schlimm aus«. Und lachen sich dann kaputt. Dabei sind die meistens schuld. Wenn man die mit auf'n Treffen nimmt, dann werden die natürlich angemacht, ist ja klar - Wenn meine Freundin mit einem andern

rumknutscht, denn wäre mir das egal, nicht direkt egal, aber da kannst du sowieso nix' machen. Vielleicht würde sie noch mit dir gehn, damit du nicht dastehst wie ein belämmerter Pisser. Aber das würde nie mehr so wie früher sein. Dann ist bei der nächsten Gelegenheit Schluß. Darum würde ich sie sofort gehn lassen.

Meistens machen dich die Frauen an, und denn weißt du sofort, die steht auf dich oder auf die Karre. Meistens auf die Karre. Mir ist das egal.

Viele sagen, der. Lampe hat immer die besten Frauen mit. Da muß man natürlich auch mal ein bißchen die Show reißen. Da kann man nicht mit 'ner Alten ankommen, die 'ne Glatze hat, sieben Zentimeter lange Haare und Schamlippen wie Rhabarberblätter. Sowas kannst du natürlich nicht mitnehmen. Da brauchst du auch keine Angst haben. Die Frau macht dir keiner an. Die hast du natürlich ganz für dich alleine...

Konkret-Sexualität 1981, S 19

Luise Meier, Gunter Schmidt

Lust & Flucht

Gymnasiasten schrieben über ihre sexuellen Wunsche und Erfahrungen. Das wurde ihnen von Schulleitung und -behörde verboten. Luise Meier und Gunter Schmidt über sexuelle Rebellion & Jugendsexualität

»DAS Fleisch ist die Macht, die durch das Werk der Erziehung gebrochen werden muß«, heißt es in einem Erziehungsbuch um 1880. Hundert Jahre später berichten Schüler »ohne Tabu« über sexuelle Erlebnisse und Schwierigkeiten. Sie wecken die Hoffnung, daß die »Macht des Fleisches« nicht mehr gebrochen wird. Sie wecken Wut, Neid und Angst durch die bloße Vorstellung, die »Macht des Fleisches« könnte ungebrochen sein. Und sie rebellieren gegen die Verbote ihrer Zeitungen und die Zumutung, den Mund zu halten.

***

Sind die Oberschüler wieder vorne weg? Wie vor gut zehn Jahren, als die sozialistischen Schülerorganisationen politische Unterdrückung an den Sexualverboten für Jugendliche greifbar und erlebbar machen, wollten, um Jungen und Mädchen politisch zu mobilisieren?l Die Veteranen des Sexkampfes der Sechziger jedenfalls kramen ihre Kriegsbemalung hervor und schlagen sich mit Empörungslust ins Getümmel, voll nostalgischer Euphorie - als wäre Damals.

Für uns hat die Auseinandersetzung etwas Unwirkliches, zu viele Bilder aus der Vergangenheit. Unterliegen Rebellierende und Verbietende nicht gemeinsam einer Fata Morgana und kämpfen ein Scheingefecht, bestenfalls ein Nachhutgefecht?

***

Schüler und verbietende Erwachsene tun so, als funktioniere sexuelle Kontrolle noch nach dem Orwellschen Prinzip von Unterdrückung: Pausenlose Indoktrination, Einschüchterung, Verbreitung von Furcht und Schrecken, Überwachung und drakonische Bestrafung. Für die Sexualität aber ist es später als 1984. Sie wird heute eher Huxley'sch kontrolliert, behelligt oder verunstaltet: also nicht so sehr durch offene Repression, sondern eher durch ihre Freigabe, eher durch Stillung bis zur Bewußtlosigkeit, eher durch Ausnutzung als Befriedigungs- und Bindemittel für Unzufriedenheit ganz anderer Art - vielleicht sogar schon Nach-Huxley'sch, weil auch die Glückspille der »Schönen neuen Welt« nicht mehr nötig ist, sondern eine natürliche Glücksmöglichkeit des Menschen - Sexualität - eben zu dieser Glückspille runterzumachen versucht wird. Sexualität als Lustpumpe.

Neigte man zu finsterem Mißtrauen und zu einem personifizierenden Gesellschaftsbild, könnte man sogar phantasieren, die Verbote (und erst recht die angedrohte Indizierung) sind ein abgefeimter, tückischer Verführungsversuch der Erwachsenen: Seht her, auf dem Gebiet der Sexualität gibt es noch viel zu erkämpfen, sie ist das eigentliche Problemfeld, und nun vergeßt mal schnell Studienmisere, berufliche Aussichtslosigkeit, Vernichtungspotential und tagtägliche. Zerstörung, die ganze zugemauerte Welt, in der der Lebensstandard, den ihr doch braucht, nun mal nur durch Atomkraftwerke also Bedrohung, Verkabelung also Verblödung, freier Wohnungsmarkt also Wucher mit Grundbedürfnissen und Waffenexporten also Kriegstreiberei zu halten ist! Rattenfänger von Hameln, die mit Verboten flöten?

Aber der Aufruhr der Autoritäten ist echt, nicht taktisch (dennoch kann er die beschriebene Wirkung haben). Sie fühlen sich durch ihre eigene versagende Erziehung, die sie sich auch nicht selber ausgesucht haben, um Möglichkeiten betrogen, von denen sie glauben, ihre Kinder hätten sie im Überfluß. Sie müssen den quälenden Reiz sexueller Freizügigkeit ausschalten, der an längst verdrängten Phantasien rüttelt, und reagieren gequält mit Verboten.

Helmut Kentler sieht in den Hamburger Vorkommnissen einen Beleg für die These, sexuelle Repression nehme in Zeiten wirtschaftlicher Rezession zu. Setzen sich makrogesellschaftliche Ereignisse so umstandslos in den »Überbau« um? Aber auch sonst erscheint uns die These zu einfach: Der Zwang zu Verzicht, auch auf sexuelle Wünsche, geht einher mit wirtschaftlichen Mangelsituationen, in denen alle Kräfte fürs Überleben oder den Aufbau mobilisiert werden müssen, also wenn viel mehr Bedürfnisse vorhanden sind, als befriedigt werden können. Typisch dafür ist die sexuell restriktive Wiederaufbauphase in der Bundesrepublik bis Anfang der sechziger Jahre.

In unserer gegenwärtigen Situation gibt es nichts aufzubauen, Produkte können im Überfluß produziert werden. Was fehlt sind Abnehmer, Käufer, also Bedürftige - und wo Bedürftigkeit fehlt, warum soll da ein Bedürfnis wie Sexualität unterdrückt werden? Eher gehört sie ausgeplündert. Menschen, die durch keine unkontrollierten Triebimpulse gestört, berechenbar, für den reibungslosen Arbeitsablauf sorgen, sind nicht mehr so sehr gefragt. Eher braucht man die jederzeit durch kleinste Bedürfnisse zu irritierenden, ablenkbaren, an- und ausreizbaren Sofortbefriediger.

Offene sexuelle Repression ist heute ein gesellschaftlicher Anachronismus; sexuelle Rebellion ist kurzatmig, weil im *gesellschaftlichen* Maßstab nicht mehr provokativ. Darüber sollten wir uns durch die Hamburger Vorgänge oder andere rückgewandte sexualpolitische Tendenzen nicht hinwegtäuschen lassen. Statt uns in Nachhutgefechten zu verzetteln, gilt es mit Günther Anders zu fragen: »Welche andere uns nicht zugestandene Freiheit soll durch diese Erlaubnis der Tabudurchbrechung verstopft werden?«

***

Die Erfahrungsberichte der Schüler - besonders der Mädchen -,klingen authentisch, unverkünstelt, offen, unbelastet von Skrupeln und Schuldgefühlen. Sie müssen ihren Körper nicht mehr so von sich abtrennen und so hassen für die Lust, die er ihnen bereitet. Sie lassen sich breit und freizügig aus, über Empfindungen bei der Selbstbefriedigung und gelegentlich auch beim Miteinander-Schlafen, über Wünsche und Nöte, über Ängste zu versagen. Die Schüler zeigen, daß es möglich ist, darüber zu reden und zu schreiben. Ihr Anrecht auf Lust melden sie ohne Umschweife an.

Aber es klingt auch an ein Zurückgeworfensein auf die eigene Körperlichkeit. Es geht in den Berichten um die warme weiche eigene Haut, um das eigene Wohlgefühl, um den Spaß am Spüren des eigenen Körpers. Es gibt kaum Schwärmereien, kaum Träume, und die Phantasien wirken menschenleer. Das rührt an - nicht durch die Freude, die beschrieben wird, sondern durch die Einsamkeit, die hindurchschimmert.

Zwischen den Zeilen lesen wir: Die Lust muß es bringen. Sie ist alles, was uns geblieben ist. Sie hoffen, daß Sexualität befreien könnte aus der steril en Beziehungsarmut der Kleinfamilie; aus den zurechtgestutzten Affekten, die in eine Dreizimmerwohnung passen müssen; aus ihrer Sozialzelle, ohne lebendige Nachbarschaft und Gemeinschaft; aus dem Mangel an Herausforderungen in einer satten, verbauten Umwelt; aus der grellen Tristheit einer durchkommerzialisierten Freizeit.

Die Lust mit sich selber soll über all die Öde und Resignation hinwegtrösten. Sie ist Fluchtpunkt, soll Langeweile vertreiben, Ängste bannen, Sehnsüchte unterdrücken helfen, vergessen lassen, wie allein man ist. Lusterlebnisse schaffen die belebten und lichten Augenblicke einer Gegenwart« in der sich Hoffnung oder Freude auf die Zukunft zu machen kaum noch einer traut. ,

Aber die Lust alleine kann es nicht bringen. Keinem kann man auf die Dauer vorgaukeln, daß Angst, Kummer, Schwierigkeiten, Wut, Trauer, Bosheit, Enttäuschung, Mitleiden nur üble Nebenprodukte sind, die eigentlich nicht dazu gehören, das nicht gelebte Leben nur stören. Jugendliche ahnen, daß Gefühle nur in ihrer Dialektik erlebbar sind: Erst indem ich traurig sein kann, kenne ich Freude; indem ich mitfühlen kann, bin ich ich-selbst; indem ich kämpfen kann und mich auseinandersetzen« erlebe ich meine Kraft ebenso wie meine Schwäche; nur wenn ich die Nähe zu anderem Menschen nicht fürchten muß, verkomme ich nicht vor Einsamkeit, wenn ich mich zurückziehen möchte; erst wenn ich nicht ständig auf der Flucht vor Verzweiflung sein muß, kann ich auch in Leidenschaft fallen, ohne zu zerfallen; erst wenn ich meine Lebensangst nicht mehr ständig verdränge, kann ich auch mal zufrieden sein. Solange die freudlose, anstrengende, latent bedrohliche, destruktive Seite der Welt verleugnet und vertuscht wird, ich sie nicht ertragen lerne, bleibe ich eigentlich lustunfähig, weil lustabhängig.

***

Sexualität ist dabei nur ein Ausdruck einer umfassenden Haltung, nämlich die Betonung von Spaßhaben und »Bockhaben« als Maßstab für das, was man gerade macht, als Kriterium für Leben. Dieses Zurückgeworfensein auf das Selbsterleben« auf den Augenblick ist es, was Jugendlichen heute - durch Verwöhnung in emotionaler Verödung -- angetan wird. Auch wenn sie es als spontane Lebenslust und gegen die Normen der Erwachsenen proklamieren - es wird ihnen angetan. So wird Unzufriedenheit kanalisiert und betäubt, eine Unzufriedenheit, die gefährlich und brisant ist für die Gesellschaft, wenn die wirklichen Ursachen wenigstens punktuell wahrgenommen und beim Namen genannt werden, wie zum Beispiel in Gorleben, Zürich, Bremen oder Berlin.

Gelebt wird der aufregende Augenblick, dazwischen ist lebloses, trübes Warten. Ein freudloser Hedonismus, der so abhängig macht vom schnellen Wunsch und der schnellen Befriedigung, so ausliefert an den Augenblick, so verletzbar macht im spröden und widerspenstigen Alltag, so unfähig zum Planen über Zeiten und so wehrlos im Kampf für Dinge, die einen langen Atem brauchen. Eine Genußfähigkeit, die nicht stark, sondern schwach macht und korrumpierbar durch Gefühlsangebote zum Ersatz. Und der Psychomarkt hilft mit, die Unersättlichkeit nach Gefühlserlebnissen zu steigern und Bedürfnisse zu verschleißen: Mit den Redensarten, man müsse zu seinen Gefühlen stehen, seine Bedürfnisse ausleben, seine noch unbekannten Bedürfnisse kennenlernen: »Guten Tag, Begierde, nett dich zu treffen. «

Man muß dem Menschen Bedürfnisse machen, wenn er selber keine mehr findet, damit man weiter sein Bewußtsein vernebeln und ihn betäuben kann: Mit Wunschkursen, Bedürfnistrainings, dem pausenlosen Einreden, jedes Bedürfnis, und sei es auch noch so nichtig, nicht anbrennen oder verkommen zu lassen. Oder - spätestens auf der Uni - mit Encounter-Gruppen, diesen Schnellkursen zu massenhafter Affektinkontinenz, wo man auf der Suche nach Gefühlen und Erlebnissen diese nur noch unter sich läßt - und sich dann noch für bereichert hält.

***

Die Auseinandersetzungen um die Jugendsexualität in den Sechziger Jahren und heute haben schon deshalb wenig gemein, weil die Situation und das Lebensgefühl der Jugendlichen so wenig gemein haben. Die Barden der Mittelschichtjugend haben das festgehalten: 1964 sang Bob Dylan »For the times are a-changin'«; da war pralle Zuversicht, denn die Zeiten gaben was her zum Verändern. Es schien sich zu lohnen, was anzupacken; Jugendliche glaubten noch an ihre Kraft, die marode Welt der Erwachsenen umkrempeln zu können: »The order is rapidly fadin'«. Und jetzt? Neil Young zum Beispiel klagt 1979:

They had the best selection, they were poisoned with protection

There was nothing that they needed, they had nothing left to find

They were lost in rock formations, or became park bench mutations.

Dylans Helden legen Hand an. M Young gibt es nur *einen* Helden, der sich allein und angeekelt ins Nirgendwo absetzt - »wo das Pflaster zu Sand wird«. Charakterologische Erklärungen, etwa: die Jugend sei narzißtischer geworden, helfen nicht viel weiter. Sie sind so falsch wie zu behaupten, die Bewohner der Südsahara würden verhungern, weil ihr Hunger größer geworden sei. Die Umwelt der Jugendlichen gibt wenig her für das Bewußtsein, was wert zu sein, gebraucht zu werden. Das macht sie selbstbezogener.

Für viele Jugendliche sieht es nicht so aus, als könnte man was verändern. Wo es nichts zu verändern gibt, gibt es keine Zukunft; wo es die nicht gibt, gibt es nur die Gegenwart, und die Vergangenheit wird zu einer Reihe bezugsloser Ereignispunkte. Wo es nichts zu verändern gibt - selbst wenn schon alles da wäre, was man braucht - ist aber eben nicht das Paradies, sondern die Hölle.

Aber gibt es denn nichts zu verändern? Es ist schwer, sich das zuzutrauen, wenn man lernt, daß das Brandneue von heute schon morgen hoffnungslos veraltet ist, und man ohnmächtig diesem blinden Wechsel ausgeliefert ist. Nicht mit Sexualverboten bricht man Jugendlichen heute das Rückgrat; sondern damit, daß man ihnen den langen Atem raubt und ihnen die Zeit mit dem Augenblick stiehlt.

Gerade jetzt zeigen politische Proteste, daß die Zeiten sich ändern müssen. Der Rückzug auf sich selbst aber macht niemanden zum Rebellen. Sexualität sollte Aufbrechende nicht aufhalten.

***

PS: Wir glauben, daß dieser Aufsatz auch dann etwas Richtiges beschreibt, wenn man das Wort »Jugendlicher« durch »Erwachsener« ersetzt.

Konkret-Sexualität 1981, S 22

Volkmar Sigusch

Verfolgt, konform, subversiv

Bemerkungen zur gesellschaftlichen Lage des Homosexuellen

ALLE Homosexuellen leben auch vom Haß der Normalen. Ihre Verfolgung ist ebenso ungerecht und objektiv überholt wie objektiv geboten. Wer es geschafft hat, homosexuell zu sein, kann daraus einige Vorteile ziehen. Er ist so gesund oder krank wie andere auch, dazu aber seelisch geschützter, sozial geschickter, beruflich erfolgreicher und sexuell potenter. Der soziale Aufstieg vieler Homosexueller stützt die Vermutung, gelebte Homosexualität sei inzwischen trotz familienloser Triebhaftigkeit mit Lohnarbeit vereinbar, mit bestimmten Bedingungen des Tauschs und der Warenästhetik gekonnt kongruent. Im ganzen nützen die Homosexuellen dem Ganzen mehr als sie es riskieren. Doch das Homosexuelle ruft unverändert eine geistig-affektive Irritation hervor, die im ersten Anlauf mit den verschütteten Triebwünschen der sich Erregenden zu erklären ist.

Menschengeschichtlich aber überwintert in ihm der Gedanke, daß die natürlich erscheinenden Geschlechter-, Liebes- und Sexualverhältnisse nichts Letztes sind, weil sie verändert werden können. Homosexuelle erleben Dinge, von denen Heterosexuelle nicht einmal zu träumen wagen. Einige erinnern mit besonderer Vorliebe daran, wie süß es vielleicht wäre, abwechselnd Henker und Opfer zu sein. Die totale rechtliche, überhaupt staatliche Toleranz, ganz und gar erst die der Menschen lädierte das hiesig Homosexuelle schwer, nähme den Homosexuellen vielleicht ihr Leben, gewiß aber beraubte sie die Homosexualität ihres subversiven und utopischen Gehalts. Und was gibt schon so viel Kraft wie die innere Gewißheit, mit dem Gemeinen nie auf du und du zu sein, mit der Maschinerie des Bestehenden keinen Frieden schließen zu können?

Solche und ähnliche Behauptungen will ich mit ihrem doppelten Boden ein wenig einsichtig machen, um aus ihnen Gedanken zur Theorie der Homosexualität und zur Praxis der Homosexuellen werden zu lassen.

Homosexuelle, Frauen weniger als Männer, ziehen auf ganz spezifische Weise einen Vorteil aus ihrer Homosexualität und haben einen mit ihr stets verbundenen Nachteil zu tragen. Der Vorteil hat viele Gesichter, kreist um Lust und Erfolg und dauert, sofern er sich einstellt, vom Jugend-, gelegentlich sogar Kindesalter bis zum Ende des Arbeitslebens, nur gelegentlich aber länger. Der Nachteil heißt Diffamierung und Verfolgung, beginnt heutzutage im Leib der Mutter (wenn man an die Hormonexperimente des DDR-Mediziners Günter Dörner denkt), gipfelt um die Pubertät, jedenfalls dann, wenn das Anderssein einem selber zur Gewißheit und den Gegenmenschen zum Greuel wird, flacht danach ab, hält aber im allgemeinen buchstäblich bis zum letzten Atemzug und länger an, sofern ihn nicht besondere Lebensumstände oder eine privilegierte soziale Stellung teilweise umschiffen oder sogar in sein Gegenteil verkehren.

Als ich mich entschlossen hatte, der Unzahl von Veröffentlichungen eine weitere hinzuzufügen, schien es mir angemessen zu sein, einmal den Spieß umzudrehen. Kein Gejammer, Rechtfertigen, Schmackhaftmachen - Schande genug, daß wir als Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung seit 1950 ununterbrochen die Streichung des § 175 StGB und einiges mehr verlangen müssen -, kein deprimiertes Mitgefühl, sondern die Leviten lesen: Schaut her, ihr ach so schrecklich Verfolgten, wie gut ihr euch im schlechten Allgemeinen eingenistet habt! Schon im zweiten Gedankenzug aber war mir klar, wie falsch eine solche Position theoretisch ebenso wie im Leben wäre. Spätestens seit der Nazi-Diktatur könnte jeder wissen, wohin Tabu, Vorurteil und Haß im Ernstfall führen: zu physischer Vernichtung, seelischer Folter, sozialer Isolation. Die KZs hat kaum ein Homosexueller überlebt, der dort unter dem Kommunisten, Juden, Zigeuner rangierte und von diesen oft noch einmal entwürdigt wurde.

Ohne zusätzlich gezielte Unterdrückung ist die Geschichte des Homosexuellen nicht zu denken. Diese Verfolgung ist nicht gesellschaftsformationsspezifisch, höchstens ihre Mittel und Wege waren es, jedenfalls seit dem Sieg der Bourgeoisie. Wurden homosexuelle Menschen im Feudalismus friedlos gemacht, durch Augenausstechen oder Ohrenabschneiden verstümmelt, gesteinigt, verbrannt, enthauptet, nahmen sich unter den neuen Produktionsbedingungen Moral, Recht und Medizin ihrer systematischer an, um sie als Gruppe dingfest zu machen. Wenngleich, vereinzelt in Europa noch bis ins 18. Jahrhundert, nimmt man den geheimen Befehl des Reichsführers der SS von 1943 hinzu, sogar bis in unsere Tage hinein »offiziell« zum Tode verurteilt, »begnügte« man sich jetzt damit, die Homosexuellen zu verpönen, einzusperren und bestenfalls irgendwie zu behandeln - als Sünder, Kranke, Sittlichkeitsverbrecher. Das war sehr viel effizienter und ist im wesentlichen bis heute so geblieben.

Man denke nur an das Waffenarsenal von Medizin und Psychologie, zu welchem Brom, Rohkost, Linimente, Aphrodisiaka und Anaphrodisiaka ebenso gehören wie Transfusionen mit »heterosexuellem« Blut und das Anempfehlen einer Heirat als »Behandlung« sowie bis heute Kastrationen, Hirnreizungen und Hirnoperationen und die mit elektrischem Strom verübte Aversions-»Therapie«. Oder man erinnere die Verlautbarungen des Vatikans. Oder man lese den das Feld bestellenden Psychoanalytiker Charles Socarides (Homosexuality, New York: Jason Aronson 1978), für den alle Homosexuellen ihr Leben lang vom Ich-Zerfall bedroht, nur zu Haut- und Schleimhautkontakten fähig, bereits zur Zeit der Pubertät

aufzuspüren und möglichst umgehend einer Behandlung zuzuführen sind. Oder man studiere noch einmal, was die Bundesregierung in ihrem berühmten E 62, dem Entwurf eines Strafgesetzbuches, in faschistischer Manier amtlich zum Problem des § 175 StGB zu sagen hatte. Ich zitiere wörtlich (vgl. Bundestags-Drucksache IV/650 vom 4.10.1962):

»Zu bedenken ist aber, daß an Verfehlungen gegen § 175 StGB überwiegend Personen beteiligt sind, die nicht aus angeborener Neigung handeln, sondern durch Verführung, Gewöhnung oder geschlechtliche Übersättigung dem Laster verfallen sind oder die sich aus reiner Gewinnsucht dem gleichgeschlechtlichen Verkehr dienstbar machen ... Außerdem ist ... weder der ... noch der ... gleichgeschlechtliche Trieb regelmäßig so stark, daß dem Betroffenen seine Beherrschung nicht zugemutet werden könnte ... bei zumutbarer Anspannung der seelischen Kräfte in der Lage wäre, ein gesetzmäßiges Leben zu führen ... nach der weitaus überwiegenden Auffassung der deutschen Bevölkerung als eine verachtenswerte Verirrung anzusehen, die geeignet ist, den Charakter zu zerrütten und das sittliche Gefühl zu zerstören ... bestimmte Fälle ethisch besonders verwerflichen und nach der allgemeinen Überzeugung schändlichen Verhaltens auch dann mit Strafe zu bedrohen, wenn durch die einzelne Tat kein unmittelbar bestimmbares Rechtsgut verletzt wird. Das muß vor allem gelten, wenn solches Verhalten seiner Natur nach die Tendenz in sich trägt, auf Dritte überzugreifen und damit die Anfälligkeit dafür im Volke auszubreiten ...

Wo die gleichgeschlechtliche Unzucht um sich gegriffen und großen Umfang angenommen hat, war die Entartung des Volkes und der Verfall seiner sittlichen Kräfte die Folge ... in öffentliche Einrichtungen einzudringen und sie durch planmäßiges Nachziehen gleichgeschlechtlich veranlagter Mitarbeiter zu beherrschen ... kasernierte Einheiten der Polizei... Bundeswehr ... Wohngemeinschaften von Männern ... verderbliche Wirkungen ... einen Damm gegen die Ausbreitung eines lasterhaften Treibens zu errichten, das, wenn es um sich griffe, eine schwere Gefahr für eine gesunde und natürliche Lebensordnung im Volke bedeuten würde. «

Wie gehabt: unverbildete Menschen, recht und billig, natürliche Lebensordnung, Entartung des Volkes, Volksseuche, Landplage, unwert, Manneszucht, schändlich, übersättigt, Sittenbild, Abendland, Untergang. Noch nie ist ein Mensch zur Homosexualität verführt worden (weil das etwas ganz anderes ist als ein homosexueller Beischlaf). Noch nie ist ein Mensch geschlechtlich übersättigt gewesen. Noch nie hat jemand von - immer so genannt - Heterosexuellen generell verlangt, auf Geschlechtsverkehr zu verzichten, weil das eine zumutbare Anspannung der seelischen Kräfte wäre (obgleich für diese Forderung ernste Gründe hätten angeführt werden können). Noch nie hat die Homosexualität um sich gegriffen. Noch nie ist eine Kultur, geschweige denn eine Gesellschaftsformation an etwas Sexuellem zugrunde gegangen.

Und doch muß man im Fall X damit rechnen, daß Homosexuelle nach Terroristen und Kommunisten zusammen mit Radikaldemokraten und sonstigem Gesindel selektiert werden. All die Ammenmärchen, Lügengespinste und eigenen Ängste operieren - wie bei der Begründung eines Nürnberger Gesetzes zur Reinerhaltung des deutschen Blutes - mit dem angeblich so dumpf grollenden »gesunden Volksempfinden«. Das gilt als rational und außerdem noch demokratisch, sofern es nicht um Mietwucher, Stadtautobahnen oder Benzinpreise geht.

Ich neige nicht dazu, das Tabu, welches nach wie vor auf der Homosexualität lastet, geringzuachten, aber so erbarmungslos und niederträchtig wie die Dienstmänner des Rechts und der Sitte ist die heterosexuelle Majorität bestimmt nicht. Jedenfalls wird unter Arbeitern mit dem Homosexuellen sehr viel menschlicher umgegangen, auch beim Fußball und am Stammtisch, ja sogar in den homosexualisierten Sektoren der sogenannten Angestelltenkultur. Dort, im Alltagsleben, geht es nicht um Zersetzung, Verfall, Zerrüttung. Dort geht es um Ängste und Phantasien, die das Homosexuelle bei allen Menschen auszulösen vermag, mit denen sie aber unterschiedlich umgehen.

Jenseits des scheelen Blicks und der Zote wird die Diskriminierung vom Staatsapparat und den gesellschaftlichen Institutionen von oben am Kochen gehalten. Sie hat tausend Gesichter, ist einmal wie ein Nadelstich, andermal existenzraubend, teils offen, teils maskiert. Aufzählen kann man das nicht, nur andeuten: Es gibt faktische Berufsverbote, besonders im Schul-, Erziehungs, Kirchen- und Kasernenbereich; die fehlende Gleichstellung im Arbeits-, Sozial-, Hinterbliebenen-, Steuer- oder Erbrecht; den erpresserischen Rufmord des Werkschutzes, das Datensammeln des sog. Verfassunggschutzes; das Spitzeln der Polizei auf öffentlichen Pissoirs durch Einweg-Spiegel nach der Devise eines Staatsanwalts: Nichts geht »über ein mit griffelspitzerischer Sorgfalt geführtes Homosexuellen-Register«.

Daneben wird einem Gefangenen »aus Gründen der Sicherheit und Ordnung« untersagt, ein Homosexuellen-Magazin wie die anderen ihren Porno zu beziehen; oder es wird höchstrichterlich beschlossen, homosexuelle Soldaten seien als Vorgesetzte ungeeignet; oder der VVN hält sich die homosexuellen KZ-Opfer vom Leibe, als hätte der notorisch verklemmte Friedrich Engels recht gehabt oder gar Maxim Gorki, der im russischen Thermidor mit der These aufwartete, die Homosexualität sei eine Ursache des Faschismus. (Wie schwer sich Marxisten und Kommunisten mit dem Homosexuellen tun, kann man übrigens schon im ersten Heft »SEXUALITÄT KONKRET« von 1979 bei Hartmut Schulze nachlesen.)

Derweil verbindet »Bild« lesbische Liebe mit Mord in Serie; schaltet sich der Bayerische Rundfunk aus, sobald ein Film zum Thema gebracht werden soll, ob nun provokant oder integrativ; meiden Abgeordnete aller Parteien leibhaftige

Homosexuelle wie die Pest, versteinern schon beim Reizwort; wünscht der »Rheinische Merkur« am 3. August 1979 mehr »gerade Gewachsene«, spricht von der »Gefährdung der seelisch gesunden Substanz« und, alles wie gehabt, von »Volksmeinung«, »Verfall und Untergang«, legt schließlich eine freiwillige Gettoisierung nahe, weil er sich, feiger als die US-Kreuzzüglerin Anita Bryant, nicht traut, die Inhaftierung aller Homosexuellen zu verlangen, kostendämpfend: sie totzuschlagen. So greift eins ins andere. Und da wundert man sich immer noch, daß »die Bevölkerung« Vorurteile hat.

Ich denke, jetzt ist evident: Homosexualität ist ohne Verfolgung nicht zu denken. Gegen sie und mit ihr muß der Homosexuelle überleben. Vom Kern bis zur Schale prägt sie das Leben aller Homosexuellen mit allen Schikanen.

»Bumms! Schwul! Gong! Posaunen von Jericho! Die Mause scheißen in die Orgel - der Schwule orgelt in die Scheiße! Tabu! Terrorangriff! Atombombe!

Fiftyfifty! Eine Tunte! Eine Tunte! Eine Tunte! Ein Warmer! Ein Lauwarmer! Ein Warmer Bruder! Ein Huch-Nein! Eine Töhle (ein Pinscher, eine Dogge, eine Promenadenmischung, ein Terrier, ein Dackel)! Eine Triene! Eine Schwuchtel! Ein Arschficker! ...

Mir schneiden sie notfalls die Klüten ab und brennen mir mit einer Stricknadel das Sexualzentrum aus dem Hirn! Niemand darf es wissen, sonst rennen die Kinder auf der Straße hinter mir her und schreiben es mit Kreide an die Hauswand.«

So geht es her, wenn ein Junge zu begreifen sucht, daß er schwul ist, und die eigene Mutter gehört zu den Verfolgern, nicht nur in Hubert Fichtes »Versuch über die Pubertät«:

»Die so entsetzt war von den Verhören des Sartre`schen Stückes, verhört mich nun eine Nacht lang und natürlich sag ich nichts - wie ich es in dem Widerstandsdrama gelernt habe.

Was fürchtete sie?

Einen unbefriedigten, in Büschen hantierenden schwulen Halbjuden, eingesperrt, verprügelt, ausgeraubt, geschlechtskrank, verspottet, von der Gesellschaft in Anführungsstriche gesetzt und schließlich auf einer in- oder ausländischen Polizeiwache peinlich über seine Zärtlichkeiten verhört. Und deshalb verhörte sie mich peinlich über meine Zärtlichkeiten.«

Werden Menschen so geängstigt und verachtet, bleibt ihnen keine andere Wahl, als hinter einer Fassade zu leben, die Bücher doppelt zu führen, Schein für Sein auszugeben. Vielen Homosexuellen ist das perfekt gelungen.. In subversiver Weise seelisch das katastrophal Triebhafte repräsentierend, funktionieren sie im Arbeitsleben längst fatal vernünftig. Einige haben sogar eine härtere Schutzschicht entwickelt als gemeinhin Heterosexuelle, eine ganz besondere Haut aus Leder und Lamé, rhodiniert und vergoldet, die sich im hiesigen Leben versilbern läßt.

Wer es geschafft hat, gegen all das zusätzliche Dümpeln und Erniedrigen einer zu werden, der arbeitet und liebt und sich seiner Liebe nicht mehr zu schämen braucht, der mag den anderen über sein, den soi-disant Normalen. Er hat mehr geleistet, und das zählt bekanntlich, flößt auch Anerkennung ein. Er ist im Überleben trainiert, die gemeinen Alltagsverfolgungen müssen ihn nicht gleich aus der Balance werfen. Nur auf sich gestellt, von der ersten Ahnung an, macht er sich nicht die gewöhnlichen Illusionen: über Vater-Mutter-Kind, Freundschaften, Nächstenliebe, häusliches Glück und die weinenden Kinder am Grabe. Er wird so sterben wie er gelebt hat. Das macht ihn freier und unglücklicher, wenn es das gibt.

Wird es ihm im gemeinen Leben zu bunt, und das ist regelhaft der Fall, schwimmt er ans andere, sein Ufer: Land in Sicht? Dort darf er sich zwar in manchem etwas ungezwungener geben, aber er kommt nicht aus der Übung. Die Sündenböcke sind da, der Homosexuellenhaß, die als gefährlich oder krank erlebten Minderheiten der Minderheit, die subkulturell eingefärbten kulturell herrschenden Ideale und Ideologien, der Lug und Trug, das Oben und Unten. Gebeutelt bestärkt kehrt er ins allgemeine Leben zurück, das er nie wirklich verlassen hatte. Für Homosexuelle gibt es keinen sozialen Ort, an dem sie nicht verpönt, verachtet, verfemt würden. Ziehen sie in der eigenen Subkultur als Tunten oder Perverse die Wut auf sich, sind sie woanders die Juden der Antifaschisten (um an Klaus Mann zu erinnern) oder nichts als bürgerliche Zerfallsprodukte wie im Staatssozialismus.

Angesichts dieser Lage davon zu sprechen, es bringe soziale Vorteile mit sich, homosexuell zu sein, ist so zynisch wie der Zwang, der das bewirkt, objektiv ist. Die Vorteile fallen Homosexuellen nicht in den Schoß, sie müssen einer feindlichen Welt abgelistet werden, namentlich als bessere Ausbildung, als beruflicher Erfolg -und sozialer Aufstieg, wie er wohl keiner anderen Gruppe in dieser Gesellschaft gelingt. Martin Dannecker und Reimut Reiche (Der gewöhnliche Homosexuelle, Frankfurt: S. Fischer 1974) haben das als »kollektive homosexuelle Berufsbiographie« beschrieben und belegt, wobei besonders das Hineindrängen in den Zirkulations- und Dienstleistungssektor beeindruckt.

Dort können Homosexuelle aus dem Anerkennung und Karriere schlagen, was sie sowieso im Schlaf beherrschen müssen: immer charmant und flexibel sein, gefällig und gepflegt, auf der eigenen Ausdrucksklaviatur so einnehmend sicher spielen wie das Gegenüber taxieren können. Wer so funktioniert, kann Waren besser absetzen, Menschen besser beeinflussen. Natürlich haben Homosexuelle auch in der sogenannten Freizeit die Tendenz, Fassaden zu errichten, die Schutz geben

sollen - die erwähnten Autoren beschreiben einen »homosexuellen Lebensstil« -, und im Sexualleben das Training, Masken auf- und abnehmen zu können, mobil und auf dem Quivive zu sein.

Die hohe Verwertungsqualität der Arbeitskraft Homosexueller - der Verkäufer wirft mit der Ware »Liebesblicke« nach dem Käufer aus - hat wohl auch mehr als 120 US-Konzerne kürzlich dazu gebracht, »Toleranz« zu versprechen. Sie dürfte auch einer der objektiven Gründe dafür sein, warum nach einhundert Jahren ziemlich geräuschlos die »einfache mannmännliche Unzucht« aus dem Strafgesetzbuch herausfiel. In der Welt der Waren und des Tauschs war sie schon als ein bestimmter Modus des Kontakts in einem objektiven Zug des Ganzen aufgegangen. Einerseits; andererseits konnte auf die Wirksamkeit der sozialen Diskriminierung vertraut werden. Dabei ist wohl den Agenten des Kapitals kaum bewußt, wie vielfältig sich Homosexuelle als Kollektiv in Verwertung nehmen ließen - beispielsweise als »Lockvögel«, wie Dannecker und Reiche formulierten, beim Konsum. Jedenfalls fiel ihnen schon die Aufgabe zu, muffig-verbabbten Heterosexuellen ein bißchen mit Schönheitsmitteln und Reizwäsche auf die Sprünge zu helfen.

Sind die bisher erwähnten Vorteile so fatal wie das Ganze, gibt es doch etwas Anderes, das persönlich bleibt, auf das Subversive am Homosexuellen verweist und darauf, daß es nicht als ganzes verwertet wird, sondern nur mit den Fähigkeiten und Mechanismen, die allgemein gefordert sind. Ich meine die Lustprämie, die bei manifester Homosexualität eingestrichen werden kann. Gequält haben alle Eingeweihten gelacht, als die falschen Kinseys Masters + Johnson ihre experimentell gemachte Weisheit um den Erdball posaunierten: »Homosexuelle Männer und Frauen haben mehr Spaß im Bett. « Daß viele Homosexuelle in einer Stunde mehr Lust zu mobilisieren und zu konsumieren verstehen als etliche Heterosexuelle im Verlauf eines Jahres, daß sie Dinge erleben, die die Phantasietätigkeit der Normalen übersteigen, daß sie nicht nur irgendwie quantitativ die anderen in den Schatten stellen, sondern viel einfallsreicher und einstellungsfähiger sind - man konnte es schon ein Weilchen wissen. Aufs Triebflottement, nicht nur bei einzelnen längst von globaler Reichweite: Rhein-Main, New York, Frisco, Sokio, Uhlenhorst, könnte sich gerade noch der als heterosexuelle Perversion vorgeführte Don Juan einen Reim machen. Casanova aber wäre derangiert.

Klinisch Denkende und besonders die, denen allzuoft oder nie so war, als ob das Herz recht angenehm verblute, können angesichts solcher Eruptionen nur noch beim psychopathologischen Etikettieren - suchtartig, Sexualkrise, ich-dyston, Zerfall der Person usw. - einen gewissen Halt wiederfinden. Durchs Klinifizieren, ja auch Psychologisieren wird das Homosexuelle auf billigste Weise um seine Sprengkraft, um die Dimension des Anderen gebracht. Wie groß die Gefahr ist, kann man selbst an der sozialpsychologischen Studie von Dannecker und Reiche erkennen, zweifellos die produktivste zum Thema überhaupt. Als ich sie wieder las, konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Homosexuellen »menschlich« schlechter wegkommen als Heterosexuelle. Dabei muß sich ein solcher Eindruck zwangsläufig einstellen, wenn die Untersuchungsoptik eben nicht auf Normale gerichtet ist und die Resultate für die Erfaßten oft wenig schmeichelhaft, weil für das Ganze kennzeichnend sind.

Dank Dannecker und Reiche wissen wir über das Verhältnis von Trieb und Bewußtsein, von individuellem Triebschicksal und kollektivem Zwang bei Homosexuellen mehr, als wir insgesamt bei Heterosexuellen bisher in Erfahrung gebracht haben. Das allein aber ist geeignet, Homosexuelle auf eine kritische Art zu kritisieren. Welche verfolgte Minderheit könnte schon blendend dastehen, wenn es um die normal Disqualifizierten schon so elendig bestellt ist? Möglicherweise haben solche ersten, unreflektierten Eindrücke die Annahme des Buches durch die Homosexuellen-Bewegung affektiv behindert, und vielleicht hätten die Verfasser dieser Gefahr noch entschiedener entgegentreten sollen, auch durch den Verzicht auf Begriffe wie »kollektive Neurose der Homosexuellen«, weil es eben um Notwendiges geht, welches in erster Linie gesellschaftlich, in zweiter sozial und erst in dritter psychisch zu begreifen ist.

Natürlich - und das meint immer gesellschaftlich - haben Normale auch »kollektive Neurosen«, einen »normalen Lebensstil«, eine »kollektive Berufsbiographie«, einen Sex-Markt, eine »Freizeitkultur«, »Brüche im Selbstwertgefühl« und dergleichen, die man in ein ebensowenig vorteilhaftes Licht rücken müßte, sogar in ein klinisches rücken könnte.

Und gibt es' nicht auch dort »Kernkomplexe« und ein schmerzhaftes Coming out, vielleicht mit besonderen Störungen wie Fett- und Magersucht? Und entbehrt die Fungibilität der Normalen an der Zirkulationsfront und allen anderen nicht jener Bedingung, auf die nur Mitglieder einer Minderheit verweisen dürfen? Und sind Homosexuelle nicht sehr viel weniger anfällig für offene seelische Erkrankungen, für Alkoholismus und andere Drogen, für Gewaltanwendung und Kriminalität überhaupt einschließlich Mord und Totschlag?

Ich habe nicht die Absicht, den Homosexuellen in bekannter Manier eine weiße Weste anzuziehen. Die kommt niemandem zu. Mir geht es darum, eine Lanze für die nichtklinische Sicht der Homosexualität zu brechen, weil nur dann psychozentrische Pathologisierungen vermieden, die unangenehmen Wahrheiten der klinischen und sozialwissenschaftlichen Forschung aber zugleich aufgenommen werden können.

Freud hatte recht: »Die Psychoanalyse ist nicht dazu berufen, das Problem der Homosexualität zu lösen« (GW XII, S. 301). Ihm verdanken wir aber die Einsicht, »daß alle Normalen neben ihrer manifesten Heterosexualität ein sehr erhebliches Ausmaß von latenter oder unbewußter Homosexualität erkennen lassen« (a.a.O., S. 300). Das ist, bei individuell-psychologischer Optik, die anthropologische Annahme Nr. 1 und zugleich die subjektive Erklärung für die panische Erregbarkeit der Normalen.

Kollektiv-psychologisch bewahrt das Homosexuelle, entlastend oder provokant, zusammen mit den anderen sexuellen Minderheiten den Gedanken an ein Leben ohne den normalen Tran und Smer, ohne qualvolle Fortpflanzung, ohne sexuelle Treue, mit Durchbrüchen des Triebes, an denen keiner zugrunde geht. Es gibt eine blasse Ahnung von der Kraft sexueller Begierde, vom Ausmaß des Unbefriedigtseins, von der Potenz, die auch in biologischen Männern steckt. Die lebenden Homosexuellen sind der Beweis für die Annahme, daß keines der großen Geschlechter dem anderen von der Biologie her sexuell über ist, daß die Zügelung des übermächtigen und unersättlichen Sexualtriebes der Matriarchat-Frau, den Mary Jane Sherfey beschworen hat, ebenso historisch produziert worden ist wie die knödellose Plurre, die rezente Heterosexuelle auch jenen Frauen vorzusetzen sich gezwungen sehen, deren jedenfalls physische Reaktionsfähigkeit selbst biologisch männliche Homosexuelle nicht zu erreichen vermögen. Alle Homosexuellen, die je gelebt haben, machten die Wesensbestimmung der Liebe, die sich bei Platon findet, erst richtig zur aristophanischen Legende.

Das führt zur gattungsgeschichtlichen Betrachtung, bei der die historisch durchgehende Unterdrückung wie das Genötigtsein des Homosexuellen, Angst und Schrecken zu verbreiten, letztendlich aus seiner oppositionellen Stellung zur Alternativgeschlechtlichkeit begriffen werden müssen. Natürlich sind das Mann-Frau-Verhältnis und die regierenden Geschlechtsrollen nicht natürlich; sie erscheinen nur so, weil sie sich jenseits der Biologie wie eine Naturgewalt durchsetzen. Homosexuelle und andere Grenzgänger verwirren und festigen den Trug der Normalen, zu wissen, wes Geschlechts sie sind, wie viele es gibt, wie deren Umgang miteinander ist und worauf alles hinausläuft. Weil über das Geschlechterverhältnis Mann-Frau immer auch die jeweilige soziale Herrschaft ausgedrückt und durchgesetzt worden ist ' konnte sich das Homosexuelle in keiner großen Gesellschaftsformation zum allgemeinen Geschlechtsverhältnis aufwerfen, hat es immer auch die Gewalt der Herrschenden zu spüren bekommen.

Das Diskriminieren homosexueller Menschen muß enden. Doch die Forderung nach Integration ist ebenso fatalistisch wie destruktiv fürs Kollektiv der Homosexuellen. Kommen gehobene soziale Stellung und gesteigerter Lustgewinn, spezifischer Schutz vor Erkrankung und selbst der Anreiz, das Verbotene zu tun, aus der gesellschaftlichen Verfolgung und ihren Niederschlagen in der einzelnen Person, steht viel, vielleicht alles auf dem Spiel. Der für manchen enorme seelisch-politische Gewinn, als Mitglied einer verfolgten Minderheit gegen die Normalität zu stehen, gewissermaßen von ganz innen heraus, ohne weitere gedankliche Anstrengung und ganz verläßlich, soll wegtoleriert werden; jedes Anpassen will ihn zunichte machen. Dabei ist die Vorstellung, nicht restlos ins Bestehende eingestanzt zu sein, das gemeine Unglück nicht am Laufen zu halten, entweder ebenso ohnmächtig oder ebenso ideologisch wie sonst auch. Zugleich aber ist sie das Höchste, das aus dem Homosexuellsein gezogen werden kann, eine Kraft, für die bewußte Schwule Gott auf Knien danken, der erste Schritt auf das hin, worauf es ankommt: Widerstand.

Wenn das so ist und wenn jenes Strafgesetz, welches das Homosexuelle verhindern will, aus unbewußtem Strafbedürfnis und Masochismus und bewußtem Protest zu ebendemselben anreizt, läuft alles auf die Frage hinaus, ob es Homosexuelle, wie man sie meint in sittigen Zuständen als eine besondere Sorte Mensch beschreiben zu können, ohne das Tabu und seine Folgen überhaupt gäbe. Ich glaube das natürlich nicht. Die Homosexualität aber, die zur Ausstattung des Menschen gehört und ohne ein Verhältnis von Herr und Knecht gedacht werden kann, wird gewiß so lange da sein, so lange Sexuelles oder ähnliche Mischungen der Triebe und mehr als ein Geschlecht und Heterosexualität dasein werden. Vermutlich aber würden wir weder die eine noch die andere an ihrer seelisch-sozialen Gestalt erkennen, könnten wir in jener Gesellschaft hospitieren.

Zur Lektüre empfohlen:

Dannecker, M: Der Homosexuelle und die Homosexualität. Frankfurt am Main: Syndikat 1978

Dannecker, M. und R. Reiche: Der gewöhnliche Homosexuelle. Frankfurt am Main: S. Fischer 1974

Fritz, Ursula und Alexandra von Streit: Über weibliche Homosexualität und ihre wissenschaftliche Untersuchung. In: V. Sigusch, Sexualität und Medizin. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1979 ,

Lautmann, R.: Seminar: Gesellschaft und Homosexualität. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977

Morgenthaler, F.: Homosexualität.

In: V. Sigusch, Therapie sexueller Störungen, 2. Aufl. Stuttgart: Thieme 1980

Konkret-Sexualität 1981, S 30

Ingrid Klein, Gunter Schmidt

Verein gegen schädlichen Geschlechtsverkehr e.V.

Irgendwie hatte es sich herumgesprochen. In Hamburg sollte es eine Vereinsneugründung geben. Ingrid Klein von KONKRET machte sich auf die Suche und erfuhr folgendes:

Das Schädliche am Geschlechtsverkehr sind zum Beispiel die unerwünschten Schwangerschaften. Muß es denn Koitus sein? Man kann doch auch anders zum Orgasmus kommen. Da aber die Mehrzahl der Männer koitusfixiert ist, müssen diese umerzogen werden. Lernen können sie ne Menge von homosexuellen Menschen, und es werden zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: Erstens ist der Verzicht auf den Koitus die beste Form der Empfängnisverhütung, und zweitens ist man ohne den Geschlechtsverkehr, ohne Programm, viel freier miteinander und kann der Phantasie freien Lauf lassen.

Resultat: Mehr gegenseitiges Verstehen, mehr Wohlgefühl, mehr Lust, weniger männliche Kraftmeierei, weniger sexistische Sexualpraxis. Außerdem machen die Pharmakonzerne weniger Profit und die Sexualtherapeuten werden arbeitslos. Noch ein Resultat: Die Frauen nehmen den Männern etwas ab, was sie selbst kaum in der Hand haben: Klappts denn auch mit meiner Erektion, ist er auch lang genug etc.

Zusammengefaßt: Der Verein gegen den schädlichen Geschlechtsverkehr e.V. sei keineswegs ein Anti-Penetrations-Club, heiße auch nicht »Sexualität - nein danke«, heiße nicht: Schwanz ab. Es ist ein Verein für die Suche nach einer sehr individuellen Form der Sexualität.

Das erzählte sie Gunter Schmidt von der Abteilung für Sexualforschung - und erhielt einige Wochen später diesen Brief:

Liebe Ingrid,

gut zu hören, daß es nicht nur ein Gerücht ist mit dieser Vereinsgründung! Der Kampf um die Sexualität hat nun auch eine e.V.-Front. Ist doch klar, ich bin Sympathisant und hoffe, dich an meiner Seite zu finden.

Das wird gellende Aufschreie geben! Den Chauvi, simplerer Strickart, hör' ich schon giften: »Ich find Ficken schön«. Auch eure Redaktion ist ja nicht frei von solchen Typen. Der intellektuell Verkleisterte wird was von Dialektik männlichweiblicher Machtverhältnisse faseln und womöglich dreist behaupten, Frauen übten mit Sexualität ebenso Macht aus wie Männer; diese durch Koketterie und Ziererei, jene durch Potenzclownerie. Und überhaupt ließen sich Machtprobleme nicht durch ein Verbot von Praktiken aufheben (wie kleinlich und phantasielos!).

Mehr Sorgen machen mir deine durch Seximperialismus stumpf gewordenen Geschlechtsgenossinnen: Unterdrückte, die die Knute des Unterdrückers mitschwingen und das Lust am Geschlechtsverkehr nennen. Die werden so weit gehen, euch des Verrats zu bezichtigen: weil ihr den Koitus zu einer Männerkiste macht und Frauen verkehrsenteignet. Mit Schaudern denke ich an das Gezeter. Zyniker werden sogar fragen, ob die demi-vierge der US-Colleges, Fünfziger Jahre, Modell gestanden habe und modisch euer Frauenbild hinterfragen.

Und dann die Soften. Mit sanfter Stimme und Trauer im samtenen Blick werden sie fragen: »Schwestern, meint ihr denn nicht, daß auch der Geschlechtsverkehr nur ein verlängertes Streicheln ist, zärtlich, weich, sonnig? Warum darf alles mit allem kosen, nur nicht Möschen und Schwänzchen?« Brrr!!! Unter uns, da sind mir die Deftigen lieber, die hinter gar nicht vorgehaltener Hand sagen: Überwältigen und sich überwältigen lassen, durchbohren und durchbohrt werden, aufsaugen und sich aufsaugen lassen, eindringen und verschlingen, verschmelzen und flüchten sei geil und ihr hättet 'ne Meise. Ekelhaft, diese unverhohlene Leidenschaft! Womöglich berufen die sich noch auf Tucho: »Sie schläft mit ihm ist ein gutes Wort. Im Schlaf fließt das Dunkel zusammen.«

Aber lassen wir die Penetrationsheinis, gucken wir nach vorne, haben wir unser Ziel fest im Auge: Fröhliche Frauen und Männer; Erektion, Lubrikation, Schwitzen und vielleicht sogar Stöhnen werden überflüssig - sind ja auch unappetitlich; nur noch Wärme, Zartheit, Geborgenheit, als treibe man es mit und in einer Cumuluswolke; Blumenmeer, Gräserduft, Bienensummen, Blätter im Wind, Streicheln, Streicheln und nichts als Nettigkeit; flüsternde Lust, die sich sanft in Kuschelorgasmen löst.

Und blicken wir weiter, über Zeit und Raum von Mutation und Evolution. Da erwarten uns umwälzende Veränderungen: Die Menschen kriegen größere Hände, längere Zungen, eine dünnere Haut und ein verödetes Zwischenhirn; Penis und Scheide, überflüssig geworden, bilden sich zurück, der kleine Unterschied verschwindet - und, logisch, auch die großen Folgen. Das ist das Vorwärtsstürmende an unserem kleinen Verein. Wie schade, daß wir das nicht mehr erleben. Für eine friedfertige Sexualität! Für einen Umgang der Geschlechter ohne Harm und Spannung! Schlagen wir endlich die Wollust mit der Zärtlichkeit tot! Gegen die Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit!

Überaus herzlich!!

Dein Gunter

PS:

Daß der Verein inzwischen gegründet worden ist, können wir nicht bestätigen. Ebensowenig, daß er nicht mehr geplant ist.

Konkret-Sexualität 1981, S 31

Henning Venske

Tatwaffe:Nudelholz

Was sind schon ein, zwei, viele Tornados gegen die heimliche aber massenhafte Aufrüstung der deutschen Hausfrauen? An ihrer Militanz wird unser Volk zugrunde gehen - sagt »Bild«.

»AUF jede öffentliche Körperverletzung kommen zwei in der Familie« - las ich in der »Bild«-Zeitung. Hat Axel Cäsar Springer wenigstens da mal anständig was auf die Schnauze gekriegt? Gut möglich, denn »die Männer selbst sorgen dafür, daß ihre Not nicht bekannt wird. Ein Mann findet Schläge von seiner Frau noch beschämender als Impotenz.« Vermuten wir also getrost, daß auch Rosemarie Springer gelegentlich mal kräftig hinlangt, wenn wir schon nicht hoffen dürfen, daß ihm eine(r) seiner Bekannten den Schwanz abgeschnitten hat, was zwar eine angemessene, aber gesellschaftspolitisch wenig relevante Form der Enteignung darstellen würde. Jedenfalls - hier liegt eine Aufgabe für militante Feministinnen, die sich vor gar nichts ekeln. Aber nicht nur hier: Gerechterweise sollte auch »Bild«-Zeitungs-Chefredakteur Günter Prinz aus dem Verkehr gezogen werden.

Rübe-ab ist übertrieben, aber eine acht-cm-Amputation tut ebenfalls not bei Horst Wolf, Serienchef der »Bild«-Zeitung, der jede Serie so niederbürstet, bis sie dem dümmsten Leser einleuchtet, was ihm verlagsintern den Tittel »Porno-Wolf« einbrachte.

Und schließlich: Schwanz-ab, da total abgewichst, bei Claire Bonzano. Das ist nicht etwa eine von einem italienischen Friseur geheiratete strenge Domina, erfahren in allen sadomasochistischen Praktiken, sondern das Pseudonym von einem publizistischen Knallfrosch, laut und besserwisserisch, aggressiv reaktionär und seinen gequälten Lesern als Will Tremper bekannt.

Dieser Will Bonzano hat eine Serie geschrieben, die in zwölf Folgen vom 27. Oktober bis zum 8. November 1980 in der »Bild«-Zeitung erschien, gegengelesen von Porno-Wolf, verantwortet von seiner Tollität, dem Prinz, herausgegeben von Springer-Urvater, der, wie gesagt, möglicherweise einer der Betroffenen ist: »Meine Frau schlägt mich«.

Warum Claire Tremper diese Serie unter Pseudonym veröffentlichte, müssen wir raten, wobei wir den Gedanken an Peinlichkeit, Scham oder höheres Honorar ausschließen können. Wahrscheinlich wollte Will beweisen, daß er auch als Frau erfolgreich sein würde - womit er Recht hat: so unverblümt karrierebewußte Frauen findet man nur selten. Und gewiß versteht er sich auf Authentizität - eine Journalistin mit internationalem Namen ist einfach näher »dran« an den prügelnden Bürgerfrauen. Und ausgewogen soll die »Bild«-Zeitung schließlich auch sein, also her mit der Alibi-Torte.

Natürlich hat so eine Starschreiberin wie Claire Bonzano auch Radieschenschlepper zu Diensten, die das »Material« besorgen. Ihre (echten) Namen werden unter »Interview« geführt: Wolf Hasco, Karl-Heinz Twele, Nanni Oehmichen, H. Wohle, Elisabeth Arendt; »Bild«-Zeitungsjournalisten allesamt, aus jener legendären Truppe also, die der Gazette von Format einen, so vorzüglichen Ruf eintrug, daß auch unsere Spitzen in Staat und Wirtschaft die tägliche »Bild«Zeitungswahrheit höher schätzen als ihre selbsterfundenen Lügen.

In dem Zeitraum, in dem die Serie lief, herrschte leider eine ziemliche Flaute, was Gewalt gegen Männer angeht: Nur zwei Frauen, die sich unbeherrscht verhielten und ihren jeweiligen Sozialpartner mittels Schußwaffe loswurden, konnte die »Bild«-Zeitung vorstellen. Keine Frau, die ihren eigenen oder wenigstens einen fremden Mann totschlug, erwürgte, ertränkte, erstach oder lebendig auf einem Spielplatz eingrub. Weder der Versuch einer Sittenstrolchin einem quietschenden Männchen im Bahndanungebüsch an die Wäsche zu gehen, noch die herzhafte Vergewaltigung eines einsam durch die dunkle Nacht von der Disco nach Hause eilenden Hilfsschülers durch etwa zehn bis fünfzehn Rockerbräute war dem lieben »Bild«-Leser zu melden.

Eine verdrießliche Bilanz – jedenfalls für gerechtigkeitsliebende Erfolgsmenschen wie Will Tremper, den es auch nicht erheitern kann, daß in demselben Zeitraum in der »Bild«-Zeitung die Ermordung von sechs Frauen durch fehlgeleitete Männer abgefeiert wurde, ferner vier Gewalttaten, wo Männer nur halbe Arbeit leisteten und die Frauen am Leben ließen, sowie fünf Fälle, bei denen Frauen »keinen Spaß verstanden« und sogar der Polizeibericht von »Vergewaltigung« sprach.

»Da muß ein Ausgleich geschaffen werden«, denkt Claire, und sie hat dabei die unvergänglichen Zeilen des Pfarrer Adolf Sommerauer aus der »Bild«Zeitung vom 23. Mai 1980 im Kopf»Wenn aber ein Mann mit dem Recht des Stärkeren (sie!) seine Frau verprügelte, dann wurde das von staatlichen Organen wie von Privatpersonen weniger ernst genommen ... Es ist an der Zeit, daß die Gleichberechtigung der Frau sich da durchsetzt, wo das Unrecht am bittersten ist - zu Hause in der Ehe. «

Will sieht das genauso. Er nimmt seine Rechte als Demokrat in Anspruch und läßt ein Buch lesen. »Gewalt in der amerikanischen Familie« heißt es, geschrieben von dem Soziologen Morray A. Strauss, Verlagsangaben etc. werden nicht verraten. Amerikanische Ohrfeigen sind auch nicht schmerzhafter als deutsche Watschen, die Verhältnisse sind gewiß übertragbar - kurzerhand ernennt Tremper diese Schwarte zur wissenschaftlichen Grundlage, garniert sie mit einigen

(zweifelhaften) statistischen Angaben sowie zufällig des Weges kommenden Gerichtsurteilen, packt noch ein paar eigene Erfahrungen dazu (- und niemand wird bezweifeln, daß ein Typ wie der schon kräftig selbst was eingefangen hat -) und fertig sind die in seinen Text eingerückten schwarzen Kästen mit der weißen Schrift, die den haarsträubenden Stories Autorität und Glaubwürdigkeit verleihen.

Kostprobe: »Die Zahl der weiblichen Alkoholiker in der Bundesrepublik hat sich seit 1975 verdreifacht: auf eine Million! Fast siebzig Prozent sind zwischen dreißig und vierzig Jahre alt. Die meisten sind verheiratet. Das erklärt auch, warum die Zahl der prügelnden Frauen in den letzten fünf Jahren zugenommen hat.« So denkt er und so schreibt er. Schade um jeden Schlag, der an diesem Autor vorbeigeht. Denn auch er kennt keine Gnade: »Meine Frau schlägt mich« - meist prominent auf der letzten Bildzeitungsseite präsentiert, in sieben von zwölf Ausgaben in unmittelbarer Nachbarschaft blickfangender Jungfrauen - breitet das furchterregende Waffenarsenal deutscher Hausfrauen vor uns aus, als handle es sich um sowjetische Granatwerfer, die in El Salvador gegen friedliebende Amerikaner zum Einsatz kommen:

Regenschirm und Feuerhaken, Holzlatte, Schlafzimmerspiegel, Tennisschläger, ein alter Säbel sowie eine nasse Bluse, die gebällte Faust und die flache Hand dienen als Angriffswaffen. Dazu kommen die beliebten Wurfgeschosse: Zuckerdose, Kerzenleuchter, Obstschale, volle, Suppenteller, Aschenbecher, Honiggläser, Porzellanvasen, Bierflaschen und Schuhe. Die Frauen als innenpolitischer Russenersatz - verglichen mit der guten alten Zeit, als die einen das familienfreundliche Nudelholz und die anderen ihre primitiven Vorderlader schwangen, eine deutliche Hinwendung zu Militanz und Aufrüstung.

Angesichts der realen Situation der Frauen in der Bundesrepublik kann diese Serie nur verstanden werden als flankierende Maßnahme des extremistischen Patriarchats, das seine Unterdrückungsmechanismen außer Kontrolle geraten sieht: Ein saumäßig leicht zu durchschauendes Ablenkungsmannöver. Es gilt, was das Amtsgericht Eßlingen bereits 1968 feststellte: »Die Springer-Zeitungen sind ... Musterbeispiele publizistischer Verantwortungslosigkeit. Es wird nicht objektiv berichtet ... sondern aus Stimmungsmache, oder um einen Knüller zu haben, die Wahrheit gebogen, ja es wird effektiv gelogen. So wird im nichtpolitischen Sektor wahrheitswidriger, gefühlsbetonter Klatsch gemacht; im politischen Sektor, wo nicht so leicht zwischen Wahrheit und Unwahrheit unterschieden werden kann, wird zumindest die Kritik eliminiert und nur eine bestimmte Meinung gemacht. Was dies bei der Verbreitung insbesondere der 'Bild'-Zeitung bei der einfachen Bevölkerung bedeutet, bedarf keiner Erörterung. «

Bedarf es doch. Denn Claire Bonzamper bestärkt genau das, was bei der »einfachen Bevölkerung« sowieso schon recht kräftig entwickelt ist: den täglichen Faschismus, der bekanntlich in der Küche beginnt (H.D. Hüsch). Ob ihre zwölf Horrorgeschichten halbwahr oder ganz erlogen sind, konnte ich natürlich nicht nachrecherchieren - es ist für eine Wertung auch belanglos. Umfeld, Stil und der von Vorurteilen und Klischees bestimmte Inhalt verweisen die Serie jedoch eindeutig in die deutsche Märchentradition, Abteilung Menschenfeindlichkeit, Vorzimmer König Drosselbart.

Kostprobe: »Er schrieb also auf diese Annonce und lernte Eva L. kennen, klein, drahtig, dunkelhaarig, mit starkem Haarwuchs auch auf Armen und Beinen, nach einem strengen Parfüm duftend.«

Einen schönen Gruß vom Viehmarkt! Wem fällt da nicht die böse Hexe ein, die garstige und faule Schwester, die giftige Stiefmutter, der habgierige Raffzahn, Frau Königin mit der Hakennase? Denen ist jedes Mittel recht, ihren Ehrgeiz zu befriedigen, Besitzansprüche durchzusetzen, den Putzfimmel zu pflegen, zu herrschen.

Die Märchenmänner sind diesen - meist auch sexuell radikal enthemmten - Ziegen gegenüber hoffnungslos unterlegen. Nicht mehr arme, aber. fleißige Köhler und Bauersleut', sondern fleißige und ordentlich verdienende Vertreter des Mittelstandes, (Oberstudienrat, Diplom-ingenieur, Grafiker, Industriekaufmann, Zahnarzt, Viehhändler, Metallfacharbeiter usw., auch ein schwuler Lufthansa-Steward ist dabei) erscheinen sie in den Erzählungen des Will Tremper gelegentlich als Kobold, Gnom oder freundlicher Zwerg.

Kostprobe: »Seht ihr ... er hat kleinere Füße als ich! Ist das nicht süß? Sie haben bestimmt Größe 37? Geben Sie's zu ... « Ganz entzückend fand sie seine kleinen Hände mit den zierlichen Fingern und den gepflegten Nägelchen. »Süß!«

Meist jedoch als gutmütige Riesen, etwas dumpf, aber lieb.

Kostprobe: »Schwache Frauen, die starke Männer schlagen, das stellt sozusagen ein Naturgesetz auf den Kopf. Oder? Der Mann, der am 12. September bei 'Bild' anrief und weinend sagte: Sie ist weg ...Sie hat mich so geschlagen ... dieser Mann, ist das ein Sonderfall? Unter dem 43jährigen ... stellten wir uns nach diesem Anruf ein mickriges Männchen vor... Aber dann öffnete uns ein großer sportlicher Kerl von 1,85 die Tür seines Bungalows ... Das ist es ja, sagte Rainer Malte, wenn ich je zurückschlagen würde, hätte mein Sohn keine Mutter mehr! « Daß es gesellschaftspolitische Gründe hat, wenn diese Zwerge und Riesen was auf's Fell kriegen, und daß sie ihren Buckel stellvertretend auch für Springer; Prinz, Wolf & Co., vor allem aber für Will Tremper hinhalten: davon schreibt Claire Bonzano nichts. Kein Mitleid also mit Will Tremper:

Tinte pissen kann er auch durch einen Katheter.

Konkret-Sexualität 1981, S 34

Ingrid Klein

Blut & Blut & Blut

Ein Teil der Frauenbewegung hat sich selbst gefunden: Gemeinsam bluten macht stark.

DIE gute alte »Camelia« ist passe. Im Werbefernsehen läuft der Krieg der Damenbinden. Einerseits. Andrerseits werden Menstruationsschwämme als Alternative zum Tampon oder Binde empfohlen und in der »taz« wieder angezweifelt. Menstruation als Thema und Geschäft - spätestens seit dem »Courage«-Sonderheft von 1979. Es gibt Bücher zum Thema, »Schneewittchen« hat es vertont, in der Fachzeitschrift »Sexualmedizin« äußern sich Frauenärzte/tinnen, Frauengruppen bieten Seminare an, ein Projekt »Menstruation und Arbeitsplatz« lief während der Sommeruniversität für Frauen, und eine westdeutsche Forschergruppe arbeitet an den »Behandlungsmöglichkeiten von nicht organisch bedingten Menstruationsbeschwerden«.

Vor gut einem Jahr fand KONKRET nur leise Ironie für den »Frauenselbsthilfeladen im 13. Mond« in Berlin, der programmatisch forderte, alle Frauen sollten gemeinsam bluten und mit ihrer Binde durchs Lokal gehen, sozusagen »offensiv menstruieren«. Damals war das eine Wunschvorstellung. Heute schreiben die Frauen in ihrer Broschüre »Blut, Blut, Blut«: »Wir 'feiern' bei unserer Menstruationsaktion einen Tag krank, als bewußte Stärke, wir tragen unsere Binden über den Büroflur, als persönlichen Erfolg, wir reden offener über sexuelle Aktivitäten und Phantasien, wir leben mit dem Mond und unserem Zyklus.« Wenn das kein Erfolg ist: Erst wird krankgefeiert und dann die Binde übern Flur getragen. Menstruation und Arbeitsplatz.

Selbstverständlich ist das erst der halbe Erfolg. Wochenendseminare werden veranstaltet; . Selbstuntersuchung mit praktischem Teil: - »Wie lerne ich, ein Lämpchen an das Spekulum zu löten«, Massage-, Atemübungs-, Selbsterfahrungsgruppen zur Frage: »Wie wichtig ist für uns das Bluten?« Kostenpunkt jeweils fünfzig Mark. Eine kleine Kostprobe. Gabi schreibt:

»Und mit Menstruationsblut haben wir auch rumgeschmiert, es zum Beispiel auf dem Bauch verrieben und es auch geschmeckt. Und die benutzten Tampons lagen auch manchmal irgendwo im Zimmer, für 2-3 Tage. Sie wurden halt nicht gleich ehrlos ins Klo geschmissen, durften noch Gast im Zimmer sein, lagen da aber auch recht verloren rum. Wenn mal jemand reinschaute und auch einen benutzten Tampon entdeckte, war es mir schon etwas peinlich. Heute... finde ich es nicht ganz selbstverständlich, vom Gefühl her, in der Küche den Tampon zu wechseln, wenn Doro zum Beispiel gerade beim Kochen ist«.

Die kochende Doro kann sich freuen, daß ihre Wohngenossin Gabi so rücksichtsvoll ist und Tampons benutzt' , statt ihren Naturschwamm neben dem Kochtopf auszuspülen. Oder ihre Natürlichkeit offen durch die Küche oder durch das sonstige Leben zu tragen, was nicht nur Frauengruppen, sondern auch Ärztinnen empfehlen. Oder wie soll man die von Frau Dr. Iris Grützmacher-Sawicka in der »Sexualmedizin« geforderte »saubere, trockene und luftige« Menstruationshygiene verstehen, wenn sie dazu noch ausführt:

»Wenn ich hier dafür plädiere, daß wir das Tabu Menstruation aufheben, so will ich damit nicht einer falsch verstandenen Emanzipation das Wort reden. Mir geht es darum, daß wir ohne Mystik zurückkehren zum Natürlichen, und das heißt Akzeptieren der Menstruation als einen physiologischen, rhythmischen, positiven Vorgang im Leben einer Frau, der nicht wegtamponiert zu werden braucht. «

Was heißt hier positiver Vorgang? Ein Schnupfen ist störend und lästig, rasieren möchte ich mich bestimmt nicht täglich, zum Nägelschneiden habe ich auch keine Lust, und einmal im Monat fühle ich mich saumäßig. Ob das organisch oder nicht-organisch wehtut, ist mir egal. Es tut's, und es ist lästig. Und ob es nicht überhaupt überflüssig ist, darüber kann man streiten. Prof.Dr.med. Fritz K. Beller glaubt, daß »die monatliche Regelblutung einer der wenigen Irrtümer der Natur ist.« Deswegen hält er - als Antwort auf die Ausführungen seiner Kollegin Grützmacher-Sawicka - »Bestrebungen, die Menstruation total zu verhindern, für sinnvoll.« Millionen Frauen, da bin ich mir sicher, ebenfalls.

Wenn einige Feministinnen Ungeniertheit mit Natürlichkeit verwechseln und wenn einige Damen immer wieder die Diskriminierung der Frauen- aus der Schöpfungsgeschichte allgemein und der Menstruation speziell ableiten, muß das nicht zu allgemeiner Blindheit dafür führen, daß sich inzwischen einiges geändert hat: Junge Mädchen gehen längst selbst in die Drogerie und kaufen sich ihre Tampons, ohne Angst zu haben, sich damit ihr Jungfernhäutchen zu verletzen. Wenn Männer im Büro schlechte Laune haben werden sie von Kolleginnen gefrotzelt: »Hast wohl deine Tage?« Und im Werbefernsehen treten »Serena, die superdünne Binde« gegen »Cosmea, die erste dünne Vollbinde, die hygienisch einzeln verpackt ist«, gegeneinander und zahlreiche weitere, selbstklebende, dicke, dünne, supersaugfähige an.

Selbst in ganz offenen Wohngemeinschaften soll es zu Konflikten geführt haben, wenn ständig beim Essen gerülpst und gefurzt wird. Nur:. die machen das untereinander aus bleiben unter sich. Wenn aber Frau Grützmacher-Sawicka sich »verwundert, wie viele junge Mädchen und auch Frauen nach einem aufklärenden Gespräch bereit waren, ihre Genital- und

Menstruationshygiene zu ändern, und es dann auch getan haben«, bekomme ich leise Beklemmungen bei der Vorstellung, was da für eine öffentliche Blutwelle auf uns zugeschwappt kommt.

Sicher ist es keine Lösung, dem Irrtum der Natur allmonatlich durch menstruelle Extraktion zu entgehen. Dabei führt sich die Frau selber oder eine Freundin einen Schlauch in die Gebärmutter ein und pumpt das Blut raus. Die Gebärmutterschleimhaut, die normalerweise während mehrerer Tage abgestoßen wird, wird in Minutenschnelle abgesaugt. Scharen von Gynäkologen / innen könnten Bücher über Selbstuntersuchungs-Schäden schreiben, denn eine Extraktion ist nichts anderes als ein Quasi-Schwangerschaftsabbruch.

Ganz sicher ist es auch keine Lösung, sich besonders. stark parfümierte Tampons einzuführen, zum Beispiel der US-Marke »Rely«, nach deren Gebrauch in den USA über 300 Fälle des sogenannten Tamponschocks mit einigen Todesfällen aufgetreten sind, wobei sich die Experten noch streiten, ob daran Bakterien namens »Staphylococcus aureus« oder »Colibakterien« beteiligt sind. Jedenfalls ist es allemal sicherer, Tampons richtig zu benutzen, das heißt sie alle vier bis sechs Stunden zu wechseln, als einen Naturschwamm zu nehmen, der aus unseren komplett verseuchten Ozeanen gefischt wurde. Da hat man es nicht nur mit Bakterien zu tun, sondern mit allem, was die Chemiegiganten produzieren. Brrrrh.

Einig kann man/frau sich nur sein, daß es sinnvoller ist, über die bisher unvollkommenen Methoden der Menstruationshygiene nachzudenken, als sich in die Frauenecke zu setzen, intensiv in Seine Gebärmutter hineinzuhorchen und auf einen gemeinsamen Mondeisprung zu warten.

Konkret-Sexualität 1981, S 36

Gisela Elsner

Guter Busen, Arsch & geiler Ausdruck

Die Auswahl an Herrenmagazinen, die man hierzulande erwerben kann, ist keineswegs gering. Wer sich jedoch davon eine gewisse Vielfältigkeit verspricht, wird enttäuscht: Allesamt publizieren sie in öder Gleichförmigkeit Fotoserien von nackten oder nahezu nackten Mädchen

VOR wechselnden Hintergründen, das heißt, mal vor Meereswellen, mal vor Felswänden, mal vor exotischen Gewächsen, mal vor antiken Möbelstücken zeigen die Serien die Mädchen zunächst von vorn mit entblößten Brüsten, dann zeigen sie sie von hinten mit entblößten Gesäßen und schließlich zeigen sie sie, zumeist in einem Ganzfoto, wiederum von vorn, um das zu enthüllen, was ein Herrenmagazin, das auf sich hält, noch enthüllen kann: die Schamhaare nämlich.

Ein Herrenmagazin, das mehr zur Schau stellen würde, begäbe sich in den Bereich des Pornografischen, wo die amerikanischen Magazine »Hustler«, . »Club« und »Chic« als federführend gelten. Deshalb bieten die übrigen Fotos dem Beschauer auch keine pikanten Neuheiten mehr. Sie zeigen die Mädchen auf dem Bauch oder auf dem Rücken liegend. Sie zeigen sie, wie sie fasziniert, als sähen sie sie zum ersten Mal, auf die eigenen Brüste starren. Vor allem aber zeigen sie sie immer wieder mit geschlossenen Augen, die Hand zwischen den Beinen, in zerwühlten Betten liegend und nach Kräften bemüht, das zu mimen, was man gemeinhin als Triebhaftigkeit zu bezeichnen pflegt.

Eine recht überraschende Definition für Aufnahmen dieser Art bietet die »Penthouse«-Redaktion: »Unsere Mädchenbilder ... sind Liebeserklärungen an schöne Frauen.« Die sogenannten Liebeserklärungen an schöne Frauen in Fotoform bleiben nicht unerläutert. In sämtlichen Magazinen wird strikt dafür Sorge getragen, daß wenigstens ein kleiner Platz zwischen den Aufnahmen für kurze Bildkommentare freibleibt.

So setzt zum Beispiel das englische Magazin »Mayfair« unter einem Foto, das ein Mädchen namens Jackie mit weit herausgestrecktem Gesäß bäuchlings neben einem Teddybären im Bett liegend zeigt, den Leser davon in Kenntnis, daß besagte Jackie nur zu besonderen Anlässen einen Schlüpfer trage. So heißt es im Magazin »Penthouse« zwischen zwei Fotos, die ein Mädchen namens Lindsa einerseits mit nacktem Oberkörper und andererseits mit nacktem Unterkörper zeigen, die Männer sagten Lindsa nach, daß sie die Macht einer Hexe habe.

Tatsächlich erwecken die Mädchen in den Heften den Eindruck, als betrachteten sie die Fotoserien trotz der oft entwürdigenden Art und Weise, in der sie dort gezeigt werden, als eine durchaus akzeptable Möglichkeit der Selbstdarstellung. Das Go-Go-Girl Annie: »Für 'Penthouse' fotografiert zu werden, bedeutete für mich die Erfüllung eines Traumes. Jetzt glaube ich endlich all die Komplimente, die ich kriege für mein Aussehen, meinen Sex-Appeal. Ich bin auch viel selbstbewußter geworden.« Eine Tänzerin Cheryl: »Für eine, die von da unten stammt, bin ich ganz schön hochgekommen.«

Für die Publikation einer Fotoserie bezahlt der »Playboy«, das größte Herrenmagazin, dessen amerikanische Ausgabe allmonatlich in einer Auflage von sechs Millionen und dessen deutsche Ausgabe allmonatlich in einer Auflage von 420.000 Exemplaren erscheint, jedem Mädchen 4.000 Mark. Die Produktion einer Fotoserie dauert vierzehn Tage. Allerdings findet sie nur statt, wenn die Ergebnisse des Tests, dem sich jedes Mädchen zuvor zu unterziehen hat, als befriedigend befunden werden.

Der Fotograf Wolfgang Ott führt derartige Test seit fünf Jahren für den »Playboy« durch: »Wenn ein Mädchen vorbeikommt, dann unterhält man sich erst mal mit ihm, um überhaupt zu sehen, aus welchem Grund sie es macht. Na ja, dann muß man's sich ausziehen lassen, Und das ist dann eigentlich der peinlichste Punkt für das Mädchen genauso wie für den Fotografen. Es ist ja irgendwo ein Produkt in dem Moment und nimmer ein Mensch. Der Mensch ist ja sekundär dann.

Erstmal ist nur das Äußere wichtig, wenn das dem entspricht, was die Vorstellungen sind: guter Busen, guter Arsch und vielleicht irgendwie ein geiler Ausdruck, wenn das da ist, macht man ja eigentlich pro forma bloß noch die Fotos.

Natürlich hab ich schon häufig erlebt, daß erst 'ne Riesenbereitschaft da war, daß auch der Test schon gemacht worden ist, daß schon ein Okay da ist, daß die wieder einen Rücktritt machen. Das Unangenehmste ist ihnen, erkannt zu werden. Es ist ja auch eine gewisse Gefahr dabei. Es ist ganz klar, wenn man halt ein nacktes Mädchen in der Zeitung sieht, dann macht man sich so seine Gedanken über so ein Mädchen. «

Viele Mädchen werden dadurch gewonnen, daß sie Fotografen oder Mittelsmänner der Fotografen in Discotheken, Badeanstalten, Cafés oder schlichtweg auf der Straße ansprechen. Auch Heinz von Nouhuys, Herausgeber der deutschen Ausgabe von »Lui« (260.000 Auflage), bestätigt indirekt die wichtige Rolle, die die Fotografen bei der Anwerbung junger Mädchen spielen, die sich vor der Kamera entkleiden:

»Wir haben überhaupt keine Schwierigkeiten, weil im wesentlichen die Mädchen von unseren Fotografen angeboten werden. Ob die Fotografen bei dem Finden ihrer Mädchen Schwierigkeiten haben, kann ich nicht beantworten. - Die Tarife

liegen je nach Bekanntheitsgrad, Alter und Aussehen irgendwo zwischen 300 und 1.500 Mark pro Tag. Es gibt Mädchen, die unsere Fotografen einfach so kennenlernen und fragen, ob sie Lust hätten, sich fotografieren zu lassen. Und dann macht der Fotograf mit dem Mädchen irgendein Honorar aus, was ihm angemessen erscheint. Das kann schwanken zwischen der Bezahlung eines Hotelaufenthaltes bis zum Reisekostenzuschuß für die Heimfahrt. «

Rainer Wörtmann, Chefredakteur des deutschen »Playboy«: »Es ist so, daß wir jetzt nach acht Jahren 'Playboy' schon darauf zurückgreifen können, daß sich sehr viele junge Mädchen bei uns melden und wir nur noch die Aufgabe haben, sie mit einem Fotografen zusammenzubringen, der dann nach Testfotos entscheidet, ob er das Mädchen für so wohlproportioniert hält, daß er glaubt, mit ihr erotische Aufnahmen machen zu können.

Wir haben ein festumrissenes Konzept, was unsere 'Playmates' verkörpern sollten, und an dem halten wir fest. Es geht also nicht, daß nun einzelne, zum Teil sehr extreme Wünsche berücksichtigt werden. Es gibt Leute, die würden gern von jeder Playmate noch zusätzlich die Fußsohlen sehen oder grundsätzlich nur in hohen Absätzen oder Stiefeln.«

Ein Leser schreibt an »Mayfair«: »Wenn Ihr Magazin Mädchen bringt, die nicht nur attraktiv und wohlgeformt sind, sondern obendrein einen Anflug von Unschuld im Blick haben, werde ich es jederzeit wieder kaufen.«

Nicht weniger ausgefallen sind die Wünsche eines weiteren Lesers: »Es stimmt schon, daß Sie häufig Mädchen in nassen Hemden bringen, unter denen sie nichts anhaben. Aber damit ist es nicht getan. Wir wollen vollkommen bekleidete Mädchen, die sich im Schlamm wälzen. Wann werden wir sie kriegen?« Daß der Wunsch, schlammbedeckte bekleidete weibliche Wesen zu Gericht zu bekommen, keinen Seltenheitscharakter hat, zeigt auch der Brief einer Ehefrau an »Mayfair«:

»Bob hat Ihnen mehrmals über seine Vorliebe für nasse und schlammbedeckte Mädchen berichtet, und ich fand, es könnte Sie vielleicht interessieren, meine Version der Geschichte zu hören. Denn ich bin gewöhnlich diejenige, die naß oder schmutzig wird. Tatsächlich macht es mir Spaß, weil es Bob antörnt. Aber es gibt auch Nachteile. Es ruiniert meine Kleider. Ein weiteres Problem ist die Frage, wo man es machen soll.

Unser Garten ist zu klein und die Nachbarn können von ihren Häusern aus hineinschauen. Deshalb müssen wir das Haus verlassen. Das bedeutet, daß ich auf dem Rückweg eiskalt und klamm bin und merkwürdig angestarrt werde, weil ich auch bei trockenem Wetter völlig durchnäßt und schlammbespritzt bin. Außerdem bin ich schon von Insekten völlig zerstochen worden. Aber trotz all dieser Rückschläge möchte ich mit niemandem tauschen.

Bob hofft, daß der Sommer in diesem Jahr schön wird. Er trägt sich mit dem Gedanken, mich in eine Stewardessen-Uniform zu stecken, in der ich dann sozusagen versehentlich in einen ziemlich sumpfigen Waldsee fallen soll. Außerdem hat er noch eine Idee mit einem Schweinestall, die mir allerdings nicht sonderlich zusagt.«

‚Das Herrenmagazin »Penthouse«, das so weit geht, die Striptease-Show einer jungen Schweizerin einem Akt der Emanzipation gleichzusetzen, bezeichnet junge Mädchen als Pets, als Kuscheltiere. »Lui« ordnet die Mädchen zwar nicht der Gattung der Tiere zu, doch in den redaktionellen Mitteilungen heißt es: »Mädchen waren und sind für uns immer das gewesen, was sie im Leben eines intelligenten Mannes auch sind: nämlich *ein* Aspekt seines aufregenden Daseins in dieser Welt. «

Auch der Herausgeber, Heinz van Nouhuys, hält an dieser Definition fest: »Innerhalb des Heftes spielen Mädchen die Rolle, die sie im Leben eines Mannes spielen. Vielleicht zwanzig, fünfundzwanzig Prozent seiner Zeit, seiner Gedanken verbringt ein Mann mit dem anderen Geschlecht. Und die übrigen fünfundsiebzig Prozent verbringt er mit Beruf, mit Auto, mit Schachspiel, mit Tennisspiel und mit sonstwas.«

Offensichtlich nehmen die Mädchen, die größtenteils aus den unteren Schichten stammen, die Herabsetzung und Entwürdigung ihrer Person zu puren Sexualobjekten lediglich in Kauf, weil sie darin die einzige Chance sehen, in die höheren Schichten aufzurücken. Daraus machen sie, soweit man sie in den Bildkommentaren überhaupt zu Wort kommen läßt, auch kein Hehl. Die eine hat sich das Ziel gesetzt, aufs Titelblatt der »Vogue« zu kommen, eine zweite will eines Tages in Paris eine Modell-Agentur eröffnen, eine dritte will es zur Tänzerin am Broadway bringen.

Gewöhnlich ist die Karriere, die einer »Playmate« nach der Publikation im »Playboy« offensteht, indes alles andere als atemberaubend. Das Fotomodell Anna, die Tochter eines Beamten, die vor drei Jahren »Playmate des Monats« war, ist nie auf dem Titelblatt der »Vogue« erschienen. Sie arbeitet lediglich für Werbefirmen, sowie für die Versandhäuser Neckermann und Quelle.

Dem typischen Herrenmagazin-Leser scheint die Menschenverachtung, die darin liegt, Frauen als pure Sexualobjekte zu zeigen, zu entgehen. Er findet die Mädchen, die sich da auf den Fotos langsam ihrer Reizwäsche entledigen, trotz der Abgeschmacktheit ihrer Posen nicht nur begehrenswert. Darüberhinaus neigt er dazu, in ihnen so etwas wie weibliche Idealgestalten zu sehen, mit denen er die eigene Frau oder Freundin vergleicht, wenn er sie nicht gar dazu auffordert, in einen Konkurrenzkampf mit den Mädchen auf buntem Glanzpapier zu treten: »Liebes 'Penthouse', ich muß Ihnen danken. Sie haben nämlich aus meiner Frau eine 'femme fatale' gemacht. Sie erwischte mich eines Tages bei der Lektüre der ersten

deutschen Ausgabe. Voller Wonne betrachtete ich Ihre gar nicht prüde Schweizerin. Zuerst war meine liebe Frau etwas schockiert, nein, ich glaube, sie war eifersüchtig. Sie quängelte ein bißchen herum und fragte: Ich möchte mal wissen, was die hat, das ich nicht habe.

Ein paar Tage später brachte ich ihr schwarze Dessous mit und sagte lakonisch: Das hatte Monika, was du nicht hast. Sie schien nicht sonderlich beeindruckt und zog den Slip und den aufreizenden BH nicht mal an. Nicht auf Befehl, meinte sie. Ich war enttäuscht. Knapp vier Wochen später fand ich auf dem Kopfkissen das neue Heft und quer über dem Bett lag meine Frau in dem schwarzen hauchdünnen Minislip und dem eher enthüllenden BH, den ihre vollen Brüste beinah sprengten.«

Im »Playboy«-Forum äußert sich zu der Frage, ob Reichtum noch der Mühe wert sei, außer Liselotte Funke Philipp Rosenthal, der meint: »Ein Reicher kann glücklich sein, aber es ist für ihn schwerer als für denjenigen, der nicht zu wenig und nicht zu viel Geld hat. «

Das Niveau, das durch die Aktfotoserien wie auch durch schlüpfrige Witze, schlüpfrige Bettgeschichten und Artikel über den Penis, über Exhibitionisten, über Transsexuelle, über das homosexuelle Verhalten der Päpste, über Darstellerinnen in Pornofilmen oder über den multiplen Orgasmus beim Mann arg gedrückt wird, sollen auf der anderen Seite prominente Namen heben.

So findet man beispielsweise in den Heften Prosa von Alberto Moravia, Simone de Beauvoir, Kasimir Edschmid, H.C. Artmann und Patricia Highsmith. Man findet dort beispielsweise Interviews mit Ephraim Kishon, Gunter Sachs oder Carl Friedrich von Weizsäcker. Man findet. dort einen Essay von Golo Mann oder Zeichnungen von Ronald Searle. Voller Genugtuung weist »Penthouse« in seiner deutschsprachigen Ausgabe darauf hin, daß es Rolf Hochhuth als Mitarbeiter gewonnen hat.

Allerdings werden die Herrenmagazine das Stigma der Schlüpfrigkeit allen prominenten Namen zum Trotz einfach nicht los. Zudem wird die Bemühung, das Thema Sexualität nicht überhand nehmen zu lassen, in den einzelnen Magazinen vor allem durch die Leserbrief- und Ratgeberspalten wiederum zunichte gemacht.

Denn in den Leserbriefspalten ist dieses Thema ebenso an der Tagesordnung wie im Ratgeber. Während es im »Penthouse« eine holländische Lebedame namens Xaviera ist, die sich der Leser annimmt, beantwortet im englischen Magazin »Men Only« außer einem weiblichen Pornofilmstar sogar ein sogenannter Experte für ungewöhnliche sexuelle Probleme, ein gewisser Dr. Steiner, die Anfragen der Leser. Zum Beispiel diese:

»Ich bin ein ganz normaler Bursche, bis auf einen Punkt: Ich bin verrückt auf riesige Brüste. Ich möchte zwar mit keinem Mädchen verheiratet sein, das eine Oberweite von 60 Inches hat, aber in meiner Phantasie spielen riesige Brüste eine große Rolle. Ich stelle mir sogar Brüste vor, die mit einem Schubkarren transportiert werden müssen. Es ist mir klar, daß sich so etwas nicht realisieren läßt, aber ich wäre- dankbar für jede Information, die Sie mir geben können, wo man große Brüste zu sehen bekommt«

Auch die Beantwortung eines weiteren Leserbriefs überläßt »Men Only« dem Experten Dr. Steiner: »Ich bin beschnitten und sehr beunruhigt. Mein Penis ist sehr kurz. Außerdem ist seine Spitze nicht so dick wie sein Schaft. Man hat mir erzählt, daß die Ärzte manchmal beim Beschneiden Fehler machen und zu viel Fleisch abschneiden. Ich frage mich, ob das bei mir passiert ist. Ich schäme mich wegen meines Penis, und das ruiniert mein Leben. Ich schäme mich wegen seiner Kürze, aber noch mehr schäme ich mich wegen der abnormalen Spitze. ich habe gehört, daß man die Spitze durch eine Silikon-Injektion verlängern kann. Würden Sie mir das empfehlen?«

Den Anforderungen, die die Herrenmagazine diesbezüglich stellen, kann dieser Leser offensichtlich nicht gerecht werden. Ihr ideales Männerbild ist zwar nicht weniger unrealistisch als ihr Frauenbild, doch sieht dieses Bild ganz anders aus. Eine Vorstellung von dem Männerideal, das den Herrenmagazinen vorschwebt, bietet ein Bildbericht in »Lui« über einen draufgängerischen Abenteurer namens Jean-Paul Chesne, der sich immer wieder in die Einsamkeit des Dschungels von Französisch-Guyana begibt, um dort in den verlassenen Goldminen nach Gold zu suchen.

Eine weitere männliche Idealgestalt gibt der argentinische Tennismeister Guillermo Vilas ab, den »Penthouse« interviewt. Vilas, der als Tennisprofi Millionär geworden ist, wird - nicht anders als der Goldsucher Jean-Paul Chesne - als ein unverbesserlicher Einzelgänger präsentiert.

Man erfährt über ihn, daß er das Meer und die Einsamkeit liebe und in seiner Freizeit Gedichte schreibe, die von düsteren Träumen und vom Tod handeln. Ob ihn das beschäftige, was politisch in Argentinien vor sich gehe, antwortet Vilas: »ja, sicher, das interessiert mich. Aber da ich fast immer unterwegs bin, maße ich mir keine Urteile an. Wenn einer ein paar Zeitungen liest, ist er noch nicht umfassend über die Vorgänge in einem Land informiert. Im übrigen urteile ich nicht über die Regierung in meinem Land - schon gar nicht im Ausland.«

Ebenfalls enthaltsam, was politische Äußerungen betrifft, ist eine andere männliche Idealgestalt, die im amerikanischen »Playboy« zu Worte kommt: der Filmstar George Hamilton. Er wird als der Inbegriff des Playboy-Mannes bezeichnet. Über diesen Inbegriff erfährt man, daß er am Tage 120 Vitamine zu sich nimmt, daß er regelmäßig sein Blut reinigen läßt und daß er in einer Woche mindestens 20 Stunden damit verbringt, sich bräunen zu lassen. Man erfährt, daß er Junggeselle ist, daß er außer sechs Wohnungen und zwei Plantagen mehrere hundert Anzüge besitzt und daß er vor kurzem einige Häuserblocks mit hunderprozentigem Gewinn verkauft hat. Er ist nicht gewillt, seine Zeit mit stürmischen Liebesaffären zu verlieren oder sich mit einer depressiven Frau auch nur zu verabreden.

Befragt nach seiner Erfolgsphilosophie antwortet der Filmstar: »Mein Vater sagt immer: Versuche den Traum eines anderen herauszufinden und füttere ihn in einer Art Rückkoppelungsverfahren wiederum mit diesem Traum. Darin liegt der Erfolg.«

Konkret-Sexualität 1981, S 40

Caroline Fetscher

Die Verhurung der Emanzipation

Der Lohn der Prostituierten wurde kürzlich als Finanzquelle für die Frauenbewegung entdeckt. Die »Courage« ist begeistert.

DIE Frauenfrage ist so gut wie gelöst. Nur - die Frauen sind bisher noch nicht auf den Trichter gekommen. Doch Pieke Biermann, 30, Lektorin, Autorin und »Hobby-Nutte« weiß, wo's lang geht. Frauenarbeitslosigkeit gibt es nämlich nicht. Alle Frauen haben Arbeit. Sie haben nur noch nicht gelernt, Lohn dafür einzutreiben.

»Sex ist Arbeit«, hat die Autorin erkannt, folglich ist jedefrau, ob Gattin oder Prostituierte, sowieso letztere - gar nicht so neu - und soll sich gefälligst angemessen entlohnen lassen. Hat sie erst das Geld in der Hand, geht die Freiheit los. Pieke Biermann schwärmt dazu: »Eigenes Geld in der Hand von allen Frauen ist wie der Pfeil, mit dem wir die Grenzen überschreiten können. Oder überfliegen. Denn wer hier heute kein Geld hat, muß weiterarbeiten.« Und das wäre Scheiße. Aber den eigenen Körper verkaufen, »das ist nämlich 'n Job, für den brauchte ich nix zu lernen«, erklärt Dörtie, eine von Pieke Biermanns fünf Interviewpartnerinnen, die mal einschlägig tätig waren oder es noch sind.

Das geht erstens einfach und zweitens schnell: »Es dauert ja keine drei Minuten«, meint Kitty, »wenn du es richtig siehst. Wenn das einigermaßen läuft, hast du in einer Stunde auch deinen Hunderter.« Als logische Folgerung aus der Tatsache, daß sie »sowieso keinen Orgasmus hat«, zieht Monika den Schluß: »... dann kann ich es auch für Geld machen.« Und Pat räsoniert: »Vielleicht ist mein Orgasmus 'n finanzieller Orgasmus?« Mit den so verdienten Geldern, die die Frauen cool, ohne Seelenregung bei sich oder für ihre Kunden den geldpotenten Männern abknöpfen, wird dann, so stellt es sich Pieke Biermann vor, die Frauenbewegung finanziert. Ha,ha,ha.

Um zu verstehen, wie jemand, wie *eine* Frau, auf eine solche These verfallen und ein Buch darüber schreiben kann, das in der Frauenzeitschrift »Courage« auf vier Seiten voller Begeisterung als aufklärerisch abgefeiert wurde, muß frau/man wissen, daß Pieke Biermann von Haus aus Akademikerin ist, und es wahrscheinlich nur schick fand, eine Stippvisite im Milieu zu machen, mal auf eine andere Art jobben zu gehen. Sie *mußte* nicht. Außerdem gehören die fünf von ihr befragten Frauen, im Gegensatz zu den anderen 90 Prozent Prostituierten in der Bundesrepublik zu denen, die *keinen* Zuhälter haben.

Die Existenz von Zuhältern im Gewerbe leugnet Pieke Biermann schlicht; für sie sind Kinder, die vom Geld der Eltern leben, Zuhälter, ebenso wie der ganze Staat. Daß also von den zehn Milliarden Jahresumsatz, den die Prostituierten in der Bundesrepublik erwirtschaften, der Hauptbatzen ohnehin in die Taschen der Männer, der Menschenhändler fließt, interessiert die Theoretikerin Biermann nicht. Daß außerdem mit der Verwirklichung ihrer Ideen das bißchen Grün eines der letzten vom Kapitalismus noch nicht geschluckten Gebiete zuasphaltiert wäre, interessiert sie auch nicht: Mit ihren Ideen überantwortet sie nämlich sämtliche Beziehungen in Freundschaften, Ehen, Familien dem Lohnprinzip.

Familien, in denen die Kinder für jeden abgewaschenen Teller, jede »Zwei« in Mathe und jedes ausgerupfte Unkräutlein ihre Mark verlangten und auch bekamen, fand ich schon als Kind suspekt. Und nun soll die Registrierkasse auch noch neben den Betten aufgestellt werden? Wem nutzt das? Prostituieren, sich prostituieren heißt eigentlich, aus dem Lateinischen übersetzt: »Sich preisgeben«. Wenn Pieke Biermann darunter nun: »Sich einen Preis geben« versteht, dann werden die Vertreter der freien Marktwirtschaft sie in die Arme schließen. Mit Recht.

Pieke Biermann spricht von der Arbeit der Prostituierten so schnoddrig, als handle es sich dabei um das Einstöpseln von Steckern in irgendwelche Steckdosen, wofür die Besitzerinnen der Steckdosen Kohle kassieren. Zu diesem Kurzschluß paßt aber zum Beispiel gar nicht, wie eine der Frauen im Buch, Angie, über ihre Arbeit im Separee spricht: »... ich find's ekelhaft, daß die mich anfassen, ich find' schon die Vorstellung ekelhaft, daß ich mit denen ins Separee gehen soll. Du beißt eben die Zähne zusammen, so ungefähr. « Eine der Befragten gibt sogar offen zu, daß die Probleme der Freier, für die sie ja auch Seelenmüllhalde spielen muß, sie noch bis in die Träume hinein verfolgen.

Wenn so die Frauen vom Gewerbe sprechen, die »frei«, also ohne direkten Druck vom Zuhälter arbeiten, was könnten da erst die anderen berichten? Und Pieke Biermann spricht davon, »mit erhobenem Kopf anschaffen zu gehen«!

Nichts weiter, als die traurige Selbsttäuschungssprache all derer, die sich prostituieren, lese ich in der Aussage dieser Biermann-Zeugin: »Für mich hat es nichts Unehrenhaftes, Prostituierte zu sein, ... ich verliere dabei nicht meine Würde ... Geld stinkt nicht, und außerdem braucht man, um in dieser Gesellschaft halbwegs gut leben zu können, eine ganze Menge davon ... Von dem Augenblick an, wo jemand mir was bezahlt, um meinen Körper einen Moment lang haben zu können, da hat mein Körper Wert.«

Solche Selbstverachtung, die sich selbst nicht erkennt, in einen Topf zu werfen mit dem wichtigen neuen Selbstverständnis und Protest beim Lyoner Prostituiertenstreik 1975 ist ein Eigentor. »Courage« bringt es dann auch noch fertig, die Schwesterzeitschrift »Emma«, die das Biermannsche Dilemma völlig richtig sieht, so anzugreifen: »Alice Schwarzer hat

Prostituierten nichts anderes anzubieten, als die Perspektive eines 'anständigen', aber nicht anständig entlohnten Jobs - in der Fabrik oder im Büro. Und das ist nichts anderes als das, was die Linke allen Frauen immer schon andrehen wollte.« «

Von »immer schon« kann dabei übrigens keine Rede sein. Erst die Frauen in der Frauenbewegung, in der linken Bewegung haben angefangen, sich mit diesen Fragen zu befassen. Und also auch nicht »die Linke«, als amorpher Haufen. Aber bei Pieke Biermann, um »Emma« zu zitieren, »geht es nicht um die Emanzipation der Huren, sondern um die Verhurung der Emanzipation.«

Es ist schon bedrückend, daß im Sortiment der Alice nichts Attraktiveres ausliegt als ein unanständig entlohnter anständiger Job. Eins jedenfalls steht fest: Nicht die Frauenbewegung würde von der vermehrten Prostitution profitieren, sondern weiterhin Zuhälter, Kosmetiksalons, Boutiquen. Andere Tendenzen zeichnen sich nicht ab. Logisch, daß selbst die frechen Strichgängerinnen, die Pieke B. so gern zitiert, sich vor allem dran freuen, das Geld »in eine saufeine Boutique zu tragen, oder in *den* Kosmetiksalon. Fehlt bloß noch der Handkuß und 'Gnädige Frau', wenn du die Scheine hinlegst.« (Pat) Von Frauensolidarität zeugt das nicht, wohl aber von dem Wunsch, den Sprung in die upper-class zu schaffen.

Kein Wunder. Die Konkurrenz unter Frauen ist natürlich da immens, wo sie ihr Aussehen nach den Vorstellungen der Männer bewertet und bezahlt bekommen. Danach, wie die Frauen aussehen, und was sie sich leisten können, richtet sich ihr Selbstwertgefühl. Dörtie braucht »was Teures«, um sich die Augen abzuschminken. Sie braucht »das Gefühl, ich kann mir wirklich das Beste leisten.« Damit das Image stimmt, darf sich eine Prostituierte auch nicht häufig im gleichen Kleid sehen lassen, viele halten sich zwei Wohnungen, eine »dienstlich«, die andere privat - und all das kommt so teuer, daß am Ende jedenfalls nicht der Traum von der befreiten Frau steht.

»Ich mochte meinen Beruf ganz gern, da im Labor, aber die Kasse hat nicht gestimmt«, berichtet Angie, eine farbige Prostituierte. »Wenn ich noch was vom Leben haben will, dann ... ich möchte irgendwann nach Jamaica zurück und ein Geschäft haben, wo das Geld für mich arbeitet, ohne daß ich hinter dem Geld herrennen muß! « Bis dahin macht sie aus ihrem Körper »ein Geschäft«, indem sie ihn zu einem Dienstleistungsbetrieb für Männer degradiert. Ihr Körper ist ihr Sexshop. Und. der macht frei, frei nach der Biermann-Gleichung: Sex = Arbeit = Geld = Freiheit.

Nein. Da fehlt noch ein Stück vom Biermannschen Konzept. Geld ist nicht so sinnlich wie Liebe, also braucht die Muster-Nutte aus dem Entwurf neben ihren unechten Beziehungen zu Freiern noch eine echte. Zu einer Frau.

»Wir haben gelernt, daß sexuelle Beziehungen zu Frauen möglich sind, und wir haben gelernt, sie Moment für Moment vom Schlamm der eingebleuten Heterosexualität zu befreien«. Pieke Biermann. Schade, daß sie (noch) nicht recht hat. Und erst recht nicht recht, was Prostituierte betrifft. Denn natürlich haben sie Beziehungen und sehnen sich nach Beziehungen. Aber ich glaube nicht, daß eine Frau, die ihre Brust, ihre Hände, ihr Gesicht, ihren Schoß stundenweise an Kerle vermietet, vor denen es sie ekelt, »nach Feierabend« so einfach zurückschlüpfen kann in ihre Haut. Entweder hat man(n) sie ihr abgezogen, oder sie hat sich äußerlich eingefroren. Daß sie dann auftaut, mit einer Freundin, wieder empfindsam wird, wie auf Knopfdruck - das ist unmöglich.

Es gehört bei Linken zur gängigen Mystifikation des Proletariats und des Milieus, von der »Härte« und den »andern Spielregeln« zu reden, die dort herrschen. Und Pieke Biermann tut so, als tönte ihre Botschaft direkt aus den Gullilöchern des Kanalisationsnetzes dieser fremden Welt zu den Akademikern.

Ihr Buch, gekauft von Studenten und Studentinnen und Mittelständlern, die sich mit solchen Exoten-Themen anheizen, trägt nichts dazu bei, Prostituierte zu verstehen. Es ist weder ein »Handbuch dafür, daß sich Prostituierte ihrer Kämpfe bewußt werden« (Courage, 2/81), noch wird es »anständige Männer« dazu bringen, daß sie »nachdenken über ihr eigenes Schwanken zwischen Freier- und Zuhälterdasein in allen ihren Beziehungen zu Frauen.« (Courage, 2/81).

Informativ an dem Biermann-Buch ist allein ein Kapitel. Gisela Bock hat es geschrieben: Es heißt »Keine Arbeitskräfte in diesem Sinne« und handelt von Prostituierten im Nazi-Staat. Das kann frau/man sich ja im Buchladen durchlesen.

---

*) Pieke Biermann: »Wir sind Frauen wie andere auch, Prostituierte und ihre Kämpfe«, Rowohlt 1980, 18 Mark

Konkret-Sexualität 1981, S 44

Hans Eppendorfer

Monster aus Silikon

Transis in der BRD leben mit Hormonspritzen, Silikon, Haarteilen, Salben & Chirurgie

Im Nieselregen eines Novembernachmittags auf einem Hamburger Großfriedhof: große schwarze Hüte, getönte modische Brillen über hochhackig und vollbusig. Die »kleinen Schwarzen«, mit konkurrierenden Duftwolken von Chanel No. 5 bis zu Opium, gegeneinander abgesetzt und angeklammert an durchtrainierte Oberarme nobel aufgebügelter Beschützer. Pelze, schwere Mäntel und Schmuck, von Gelbgold mit Brillanten bis zu Rheinkiesel mit Double. Blumen dazu, aufwendige, professionelle Gestecke und Kränze mit vorgefertigten Schleifen aus dem Musterbuch. In Reihe, wie auf einer verhinderten Modenschau, gesenkten Hauptes den Sargträgern nach, im Halbrund vor die ausgehobene Grube.

Bedrückung im Zeremoniell des Abschieds: kleine Handbuketts und klumpendes, feuchtgewordenes Erdreich ins gähnende Rechteck, die Szenerie auswechselbar und nur zu unterscheiden von der zahlenmäßig wechselnden Anteilnahme. Eine vollschlanke, schwarzverhangene Mittvierzigerin tritt dicht an die Gruft heran, entschraubt wie selbstverständlich eine Halbliterflasche Korn und entleert sie mit profanem Geglucker über dem herabgelassenen Sarg, macht kehrt, die entleerte Flasche in den behandschuhten Fingern, und strebt dem Ausgang zu. Weder Verblüffung noch Gelächter kommt auf. Letzter Tribut für Maria, Ende 20, aus der Talstraße 10; ein geöffneter Gashahn im Frühlicht nach einem nächtlichen Absturz, eine aus Erfahrungen bilanzierte Willensentscheidung.

Die gedrängte Trauergemeinde verläuft sich rasch zum Abendgeschäft. Eine Woche später wird es Susi sein, 25, eine Flasche Bacardi und mehrere Röhrchen Tabletten. Kein Traueraufgebot, nur ein paar Stunden aufgeschrecktes Geflüster. Die Eltern veranlassen verstört die Überführung nach Esslingen in Schwaben. Die Einzimmerappartements sind rasch wieder vermietet, Talstraße rauf, Schmuckstraße runter, die Telefonnummern vom Postamt 4 zügig umgeschrieben.

Der Transsexualismus sei eine Abnormität, heißt es im Großen Brockhaus, bei der ein Mann oder eine Frau sich durch Verkleidung und entsprechende Änderung der Verhaltensweisen als dem anderen Geschlecht angehörig darstellt. Der reine Transsexualismus habe nichts mit Homosexualität zu tun, der körperliche Befund und das geschlechtliche Verhalten können dabei völlig »normal« sein. Der Transsexualismus habe die Merkmale einer Sucht, heißt es weiter und müsse »psychotherapeutisch« behandelt werden. Die Reglementierung von Amts wegen also, weil nicht sein kann, was nicht sein darf? Zigtausende davon allein in der Bundesrepublik Deutschland, unerkannt und überall unter uns? Dabei durchaus kein Syndrom der Übersättigung und der Gefräßigkeit unserer Großstädte.

Aus Peter wurde Patricia, der Wolfram zur Mona, aus dem Ferdinand eine Bettina oder Johann zur Peggy, der Roland zur Susanne oder der Jose zu Sofia: in der Buggy-Street in Singapore oder bei St. Peter-Ording, im New Yorker Village oder am Boulevard St. Germain gegenüber dem Flore; in Berlin, in Hamburg oder München, in Tokio oder am Londoner Picadilly Circus, bei den Schamanen der Koniag-Indianer oder in der alten Stadt am Tiber: über Jahrtausende eine glitzernde Spur aus Künstlichkeit und Hormonspritzen, aus Salben und Kräutermixturen, aus kosmetischer Chirurgie, aus Haarteilen und Mehrzweckperücken. Kleine Monster aus Lust und Berechnung?

»Ach weißt du, für mich fing's mit Versteckspielen an. Erst vor meinen Eltern, dann vor meinem Arbeitgeber. Die ersten künstlichen Wimpern, der erste Nagellack und die Lidschatten, der erste Rock und die geklaute Bluse mit dem mit Strümpfen ausgestopften BH meiner Mutter. Ich wollte eine Frau sein! Wenn man so jung ist wie ich damals, ist es schwierig, an die richtigen Informationen ranzukommen, da hilft dir keiner. Meine erste Kunsthaarperücke vom ersparten Lehrlingsgeld. So einfach in einem Straßencafe zu sitzen und angestarrt zu werden...

Bis mich mein Bruder erwischte und alles verpetzte. Krach, Sendepause und Lehre, bis ich endlich volljährig war. Und dann hab ich gespart wie eine Geisteskranke für meine Hormonbehandlung. Progynon und Proluton, 100 Tabletten für 130 Mark, später dann die Hormonspritzen, 8 Mark für eine, wenn du's dir selbermachst. Ging nur über Rezept. Dauerte Monate, bis du endlich weiblichere Formen bekamst. Wurdest unheimlich sensibel davon, der Bartwuchs ging etwas zurück, dafür schrumpfte dein Glied ein, und du wurdest quasi impotent. Erst wenn du so drei Monate mit den Hormonen aussetztest, gings wieder. Meine Brustwarzen waren irre empfindlich, es langte schon, wenn mein Pulli leicht darüber scheuerte. Aber ich fand's toll! Sich wie eine Frau zu fühlen ... «

Juan, 29, ist Argentinier, Seemann von Beruf, prügel- und sauffest und an zwei Meter. Tina, toupiert und dauerblondiert mit Mandraxblick und Captagonzittern, eine Hochdreißigerin mit Wildlederstiefeln, Stütz-BH und Wickelrock, stopft sich die Scheine in ihr abgegriffenes Krokotäschchen.

»Unsere Kunden sind durch die Bank 'normale' Ehemänner aus allen Schichten, zwischen 18 und 80, die meisten haben Frauen und Kinder und stehen häufig drauf, von uns gefickt zu werden, ansonsten das übliche. Von 30 Mark aufwärts, mit Glück kommst du bei einem mit Nachkobern auf 200 Mark. Ich mach so ungefähr 80 Prozent meiner Freier angezogen mit Jacke und Rock. Gummi drauf und gewichst. Nach fünf Minuten tut mir der Arm weh, und ich sag: wichs selber weiter.

Wenn dann kein Geld mehr dazu kommt, ist Sense. Gearbeitet wird eigentlich immer mit Gummi. Natürlich gehts auch mal ohne, mit einem Blauen extra.

im Schnitt machst du deine 6000 Mark im Monat, netto, was nicht heißen soll, daß du nicht auch mal in einer Schicht nur 60 Mark an Land ziehst. Wir müssen halt aufpassen wegen der Schmiere, weil wir keinen Bockschein haben und alle im Sperrgebiet stehn, Schmuck- oder Talstraße. Nur der Fischmarkt ist an bestimmten Zeiten, ab 20 Uhr frei, aber da gibts Schlägereien mit den Nutten, die wolln uns nicht. Is die alte Kiste, weil Transis schon immer besser anschaffen konnten als die Prostis. Wir haben nicht so ne Hemmschwelle wie die, wir gehn den Männern gleich an die Hose.

Wir, oder jedenfalls die Besseren von uns, werden auch gern in den normalen Cabarets genommen zum Animieren, weil wir nen viel besseren Umsatz machen. Aber da gibts natürlich auch Kämpfe zwischen uns und den richtigen Frauen, aus sowas entsteht Haß. Denn einige von uns sind da richtig Spitze, mit unseren dunkleren Stimmen gibts auch keine Probleme, die schieben die Gäste meist auf Alkohol oder aufs Rauchen. Und das Gehänge wird halt geschickt nach hinten geklebt mit Leukoplast.

Das ziept am Anfang, aber da gewöhnst du dich schnell dran. Kannst du wieder ablösen mit Waschbenzin. Ist ganz einfach: die Hoden schiebst du bis oben in die Bauchhöhle, is wie ne Tasche, und den Schwanz ziehst du hoch bis zum Arsch, ist hautfarben, fällt also gar nicht auf. Aus Bernd wurde irgendwann nach einer kosmetischen Brustoperation Bettina.

Vorher der normale Werdegang: Schule, Lehre, Beruf im Angestelltenverhältnis, das Abführen der staatlichen Bezüge über Jahre. Nach der Umwandlung dann die Arbeit als Barfrau, wieder im Angestelltenverhältnis. Tod des Barbesitzers, und plötzlich stand Bettina auf der Straße: arbeitslos. Das Arbeitsamt verweigerte das Arbeitslosengeld. Sie sei auf dem Arbeitsamt »nicht vermittelbar«. Ein gesunder Mensch von 28 Jahren.

Jetzt lebt Bettina von der Sozialhilfe: Wohngeld für eine kleine badlose Altbauwohnung und ein Tagessatz von 10 ‚Mark. Sie könne sich ja in der staatlichen Nähstube in der Hamburger Uferstraße, sieben Mark pro Tag (für acht Stunden Arbeit durch das Zusammenflicken zerrissener Bettlaken pp. aus den staatlichen Krankenhäusern) dazu verdienen, riet man ihr von behördlicher Seite.

»Irgendwann hatte ich so viel Geld gespart, daß ich mir eine Brust machen lassen konnte. Von einer Freundin hatte ich die Adresse bekommen, eine Privatklinik für chirurgische Kosmetik im Berliner Grunewald. Kurzentschlossen meldete ich mich dort an. Unheimlich aufgeregt. Zuerst mußte ich unterschreiben, daß ich diesen Eingriff auf meine eigene Kappe nehmen würde. War mir egal. Operation, Narkose und Klinikaufenthalt. Sie legten mich in ein Einzelzimmer, dauerte neun Tage bis zum Fädenziehen. Die Nachbehandlung dauerte dann nochmal drei Monate, bis die Schwellung zurückgegangen war. 3400 Mark hat mich die Operation ca. gekostet. Silikon wollte ich nicht, die Narben hier liegen genau in der Brustfalte. Es tat wahnsinnig weh die ersten drei Tage, ich konnte nur mühsam auf dem Rücken liegen, weil alles spannte, und ich fürchtete, die Haut könnte reißen. Aber ein irres Gefühl wars doch, trotz der Schinderei: ich hatte eine eigene Brust! Die ersten Wochen waren unheimlich schmerzhaft, die neue Brust wie ein geschwollener Fremdkörper. Bloß nirgends dranstoßen! Und ich wo te sie a en zeigen ... «

Es gibt noch eine andere Möglichkeit, sich die Brust auffüllen und modellieren zu lassen, und zwar mit Silikon:

Mit Hilfe von Silikon lassen sich manche Transis regelrecht einen neuen Körper modellieren. Silikon in den Hüften, in der Brust, im Gesicht und im Gesäß. Während mehrerer Sitzungen wird das Silikon mit Hilfe einer Injektionsnadel in geringen Dosen in das zu modellierende Gesicht gespritzt, und zwar dicht unter der Haut, in Augenbrauen, Wangen oder Lippen. Portionspackungen werden in die Brust eingearbeitet, wobei größere Narben entstehen als bei der Einarbeitung menschlichen Fettgewebes. Darum legt man die Operationsnähte häufig auch um die Brustwarzen. Inzwischen hat sich daraus eine regelrechte Industrie entwickelt, mit reisenden Kosmetikerinnen, die auf eigene Rechnung arbeiten. Speziell die spanischen, französischen und südamerikanischen Transis bevorzugen die Silikonbehandlung.

Trotzdem verfügt der größere Anteil aller Transsexuellen immer noch Ober männliche Geschlechtsmerkmale. Das liegt zum Teil sowohl an der Furcht vor dem Endgültigen, als auch an den erheblichen Kosten, die ein so folgenschwerer Eingriff nach sich zieht. Die geschätzten Operationskosten liegen in Belgien, in einer Brüsseler Klinik, bei ca. 15.000 Mark. Die legendäre Transi-Klinik in Casablanca liegt bei 10.000 Mark. Während in westdeutschen Kliniken die Möglichkeit geschaffen wurde, mittels Krankenschein und durch ein- oder mehrmaligen Eingriff über einen längeren Zeitraum ein ähnliches Resultat zu erzielen. Es handelt sich nicht immer um gefahrlose Eingriffe für die Patienten. Probleme traten auf beim Urinieren, es kam zu Vereiterungen und zu Fisteln zwischen After und Scheide, daneben zu psychischen Veränderungen. Depressive Zusammenbrüche oder euphorische Rauschzustände.

Der normale Klinikaufenthalt liegt bei etwa zehn Tagen, der eigentliche Heilungsprozess bei drei bis vier Monaten. Staubt wie in einer Backstube, die dicke Puderquaste: patsch, patsch, patsch. Und wieder fliegt dir eine Puderwolke um die Nase. Soria staubt sich wahre Wolken unter die Achseln, links, rechts, links, rechts. Vor sich ein halbblinder Spiegel und ein mittelhoher Topf mit Stiel, aus dem es nach verbranntem Horn dampft. Eine Schüssel mit lauem Wasser in Griffnähe. Heißes Wachs: mit einem dicken Quast hin und her übers weißgepuderte Achselhaar; das Gesicht, eine Grimasse aus

Schmerz und Ergebung. Die wächserne, kochende und nur ungenügend kühler gepustete Fläche mit aufgeschöpftem Wasser kaltgepatscht. Dann ein Ruck an einer Ecke der erstarrten Platte. Ein Schrei, noch ein Abriß und noch einer - und Sofia hält den abgerissenen Wachsflacken mit den ausgerissenen Haarwurzeln triumphierend in der Hand, Schmerztränen im Auge.

Jeden Monat mindestens einmal die gleiche Tortur: mit Spezialwachs von Elisabeth Arden, die Portion für 7-10 Behandlungen zu 14.95 Mark. Pro Folter 1.50 Mark.

Ondulierschere, Nagellack, Tusche und Parfüm; Stoff, Schmuck und leichtes Schuhwerk. Genau »die« Lippenpomade, der Lidstift mit dem abgezirkelten Strich, der das Auge größer macht. Die Korrektur mittels Spiegel, Probegehn, paßt der Rock, spannt die Bluse, drei vor, zwei zurück: sitzt. Die ausgewählte Blüte ins hochgesteckte Haar mit dem eingearbeiteten Teil. Der Tropfen vom »Schweren« hinters Ohr und den Pelz um die fröstelnde Schulter, (secondhand und unten mit der Gartenschere gekürzt und grade geschnitten: fleur du mal?). Wenn du Glück hast, wirds heut nacht nicht regnen.

Konkret-Sexualität 1981, S 47

Ulrich Clement

Bürgerliche Verbesserung der Liebe

UNSER Reden über Beziehungen, die sorgfältige Pflege unserer emotionalen Konflikte beginnt Früchte zu tragen: Die alte Ehe oder »Zweierbeziehung« haben wir mit unseren Konfliktgesprächen schon weitgehend zersetzt. Und wir können immer wortreicher mit unseren Gefühlen und Beziehungen umgehen. Wir sind auf dem Weg, die alte taubstumme Moral zu einer neuen sprachgewandten Beziehungsrationalität umzugestalten.

Als vor ein paar Jahren die Vokabel »Zweierbeziehung« oder kurz: »Beziehung«. ihren Aufschwung nahm, benannte sie ein Krisenfeld, das in dieser Form historisch neu ist. Bis in die Nachkriegsjahre hatte es der Ehe als sozialer Einrichtung kaum einen ideellen Schaden zugefügt, daß sich Ehepartner seit eh und je belügen und betrügen. Die eheliche Beziehung blieb - zumindest ideologisch, wenn schon nicht real - der unangefochtene Prototyp privater Ordnung: monogam, lebenslänglich, heterosexuell. Der öffentliche Diskurs hielt eine repressive Sexualmoral am Leben, eine Haltung von Arbeit, Triebaufschub und Verzicht. Für die Ökonomie des Wiederaufbaus nach dem Krieg war ein so zusammengehaltener Reproduktionsbereich auch funktional und sinnvoll.

Die ökonomische Entwicklung der sechziger Jahre mit der beginnenden Überproduktion überholte die Verzichtsmoral, die zunehmend dysfunktional für die absatzwirtschaftlichen Kapitalinteressen wurde. Der Arbeits- und Verzichts-Bürger tritt zugunsten des Konsumbürgers als zeitgemäßerem Sozialcharakter in den Hintergrund. Das äußert sich im ökonomischen wie im privaten und sexuellen Bereich. Mit der moralischen Liberalisierung im Gefolge der wirtschaftlichen Entwicklung geraten auch die bis dahin festgefügten Vorstellungen von Partnerschaft und Sexualität in Bewegung, werden als Beschränkung und Einengung empfunden. Eine antiromantische Stimmung greift um sich: Man vermeidet und bezweifelt das Wort »Liebe« und ersetzt es durch »Beziehung«. Der psychologische Begriff löst den romantischen ab.

Das bezeichnet auch einen Wandel der Gefühle: Die »Beziehungen« werden bewußter, aber auch konflikthafter erlebt. Als Besitzanspruch entlarvt und kritisch zersetzt wird die positive Utopie von »Liebe«. Stattdessen breitet sich ein Psycho-Diskurs aus, der die Intimität zwischen Partnern problematisiert, Konflikte sucht, findet und benennt, wenn auch meist nicht löst. Kein Wunder: Ein beiden Partnern übergeordnetes Eheideal ist brüchig geworden und in der tradierten Norm für viele nicht mehr lebbar. Das Sicherheit gebende Muster ehelichen oder eheähnlichen Zusammenlebens, das im wesentlichen auch von der Rollenteilung der Geschlechter bestimmt ist, und in das sich beide Partner einfügen konnten und mußten, hat seine Gültigkeit immer mehr verloren. Mann-Sein und Frau-Sein sind keine ungebrochenen Verhaltensorientierungen mehr.

Da es neue Verbindlichkeiten und Orientierungen nicht gibt, die Menschen sich aber weiterhin - und das mit erhöhter Frequenz und vermindertem Ernst - paaren, geschieht eines fast zwangsläufig: Die Egozentrik der eigenen Wünsche und die Schwierigkeit, sie mit der des Partners in Einklang zu bringen, tritt in den Vordergrund des Paarbewußtseins. Zum Dauerthema der »Beziehungs«-Diskussion wird daher auch der Konflikt, der zwischen dem Wunsch nach Gemeinsamkeit und dem nach Autonomie erlebt wird.

Neben einem psychologischen hat das auch einen sozialhistorischen Aspekt: In der einzelnen Paarbeziehung findet die historische Auflösung des traditionellen Paarprototyps als individueller Partnerkonflikt statt. Die Lösungsversuche dieser Konflikte werden - manifest oder phantasiert - immer auch über Sexualität ausgetragen. Sie reagiert sensibel auf Partnerkonflikte und bietet sich auch am ehesten als Fluchtweg aus diesen Konflikten und einer empfundenen Einengung an: Man »geht fremd« oder - moderner - fängt eine »Außenbeziehung« an, die umrahmt ist von Gesprächen, was welche Beziehung für wen bedeutet.

Ich glaube, daß die »Beziehungs«-Diskussion Teil einer sozialen Anpassungsleistung der Gattung Mensch ist, die aufgrund äußerer, nämlich wirtschaftlicher, Zwänge genötigt ist, eine neue Beziehungsökonomie zu entwickeln. Es ist ein Prozeß, der erst beginnt, unsere Gefühle, Beziehungen und sexuellen Erlebnisse so zuzurichten, daß sie immer bewußter, benennbarer und schließlich kalkulierbarer werden, bis uns schließlich nichts mehr umschmeißt oder die Sprache verschlägt. Im Moment ist das alles noch in einem Stadium, in dem vor allem die Konflikthaftigkeit der Beziehungen und Gefühle im Mittelpunkt steht. Und davon sind hauptsächlich soziale Gruppen »betroffen«, die auf Zeitströmungen und Veränderungen eines Wertgefüges besonders sensibel reagieren: Studenten, Künstler, Intellektuelle, also diejenigen, die auch die konkreten Krisensymptome am ausgeprägtesten zeigen: Partnerfluktuation, Promiskuität, Partnerkonflikte, Inanspruchnahme von Psychotherapie, Egozentrik, Bindungsambivalenz.

in diesem Milieu der krisen- und konfliktbewußten »Beziehungs«-Diskussionen wachsen aber bereits die Vorläufer der neuen Beziehungsrationalität heran. Ich will das am Beispiel der Einstellung zur sexuellen Treue zeigen:

Die traditionelle Treuemoral ließ sich durchaus mit dem Wissen darum vereinbaren, daß sie ständig durchbrochen wurde. Als Wert war Treue unangefochten. Die ständig stattfindende Überschreitung dieser Moral war sogar noch ein Beweis für ihre Notwendigkeit und Gültigkeit. Nun wird in der »Beziehungs«-Diskussion gerade dieses Doppelbewußtsein um die Treuemoral und das Wissen um ihre Durchbrechung kritisiert. Mit dem Anspruch nach Offenheit und mit der Aufweichung des Ehe-Prototyps steht auch die sexuelle Treueforderung zur Disposition.

Die suchende Diskussion um neue Orientierungen führt durch ein Gewirr von Überlegungen und Erfahrungen, Ideologien und Dramen. Zwei solche Ordnungsversuche des verwirrten Intimlebens scheinen mir charakteristisch:

Eine erlebniseuphorische Einstellung betont die Nicht-Durchhaltbarkeit der sexuellen Treue und das produktive Moment neuer Erfahrungen. Die Partner gestehen einander zähneknirschend, aber überzeugt, sexuelle Außenkontakte zu, führen eine »offene Ehe«. Bevorzugt wird der Wunsch nach neuen Erlebnisreizen unter dem Titel »Freiheit« gehandelt. Dabei beschönigt das die unruhige und getriebene Suche nach Außenreizen zu einer persönlichen Befreiungstat, so als sei Verführbarkeit ein Ausdruck innerer Freiheit. Die Außenleitung wird zur Autonomie umgelogen, und die Rücksichtslosigkeit einem Partner gegenüber als Selbstbestimmtheit bejubelt.

Diese subtile Sprachbereinigung wird oft von solchen Zeitgenossen besonders gut beherrscht, die jahrelang ihren Leistungsgeist eine Karriere hochjagen - gestützt von einem gläubigen Partner - und dann irgendwann die faszinierende Entdeckung machen, daß es noch etwas gibt. Und das muß dann schleunigst auf das eigene Trieb- oder Autonomiekonto gerechnet werden. Meist bleibt es bei einer übersichtlichen und kalkulierten Sinnlichkeitstat, die den Karrierismus schmückt, aber nicht gefährdet.

Eine erlebnisskeptische Überlegung argumentiert mit der »Selbstverwirklichung zu zweit«. Danach werden sexuelle Außenkontakte - ideologisch jedenfalls - nicht gesucht. Wenn sie dennoch stattfinden, werden sie als Ausdruck einer Krise oder eines Mangels der Hauptbeziehung verstanden und entsprechend miteinander aufgearbeitet.

Dieser Gedanke bringt das Rückzugsgefecht um den Eheprototyp in eine moderne Form. Treue, Geschlechterrollen und Organisationsform sind als Stereotype nicht übernehmbar. Also setzen sich die Partner zusammen und besprechen, wie sie sich die Zweisamkeit vorstellen. Erlebnisintensitäten und Selbstverwirklichung werden innerhalb der Partnerschaft gesucht, die Paarkonstruktion als sinnstiftende und erfüllende Lebenskonzeption empfunden.

In diesem Muster haben dann Abweichungen von der Idealkonstruktion, also Konflikte oder Außenbeziehungen, das Vorzeichen des Mangels. Wer fremdgeht, dem fehlt etwas in der Partnerschaft, wer unzufrieden ist, dem gibt sie nicht genug. Die Gespräche über das, was fehlt - immer gemessen an der Idealkonstruktion von »Paar« - bilden dann oft neue Gemeinsamkeiten durch das miteinander geteilte Bewußtsein um die (Konflikt-)Struktur der eigenen Paardynamik. Immerhin Gemeinsamkeiten, die auch eine Heimat schaffen und einen emotionalen Schutz bilden vor all den kalten Realitäten, die das heimatliche Paargeschehen »draußen« umgeben.

Überlegungen wie diese bereiten langfristig eine psychische Anpassung vor, auch wenn sie von Leuten angestellt werden, die sich nicht unbedingt als angepaßt verstehen. Die Psychoanalyse-Marxismus-Diskussion Anfang der 70er Jahre hatte noch die »Aneignung der inneren Natur des Menschen« als kritischen und aufklärerischen Anstoß verstanden. Dem droht nun das gleiche Schicksal wie der Aneignung der äußeren Natur, nämlich das Verfügbarmachen für die wirtschaftliche Ausbeutung, eine Verwirtschaftlichung der Psyche.

Am Beispiel sexueller Beziehungen läßt es sich besonders gut zeigen, wie Gefühle diszipliniert und zu einer Kalkulierbarkeit zugerichtet werden, mit der es sich effektiv und zügig leben läßt, ohne Gefahr, von einer Leidenschaft ergriffen zu werden und mit dem kühlen Vorteil, stets funktional und arbeitsfähig zu sein.

1. Sexuelle Beziehungen sind leicht herstellbar und abstellbar.

Das griffige An- und Abkoppeln von Intimpartnern zeigt die Disziplin und Gefühlsbeherrschung, mit der man sich Befriedigung und Nähe beschafft, ohne sich berühren zu lassen. Die Lüsternheit kommt auf ihre Kosten, ohne eine Aufgabe von Ich-Grenzen zu riskieren. Der wirtschaftliche Zwang nach größerer horizontaler Mobilität findet in dieser Bereitschaft und Fähigkeit, Intimbeziehungen zu beenden, seine psychologische Entsprechung.

2. »Befriedigung kriegen« wird zum entscheidenden Kriterium intimer Beziehungen.

Die beliebten Fragen »was bringt es?« und »was habe ich davon?« sind letzten Endes leistungs- und konsumbezogene Effizienzmaßstäbe, die an Intimbeziehungen angelegt werden und denen diese dauerhaft nie genügen können. Nach dem Verschleiß des einen wird der nächste Partner zur Befriedigungsquelle idealisiert und zur narzißtischen Zufuhr benutzt. Der Liebespartner ist ein Befriedigungsgarant auf Widerruf, sobald das Freud-Leid-Konto überzogen ist.

3. Der Umgang mit Beziehungen gleicht sich der Logik von Kapitalinvestitionen an.

Wenn eine Beziehung »nichts mehr bringt«, »investiere ich auch nichts mehr«. Speziell die Emotions-Nutzen-Abwägung der Sicherheit einer Hauptzweierbeziehung und des erotischen Reizes einer Nebenzweierbeziehung ist ein gutes Beispiel für die Befriedigungskalkulation mit Gefühlsquantitäten. Die überschaubare Sicherheit mit festen Zinssätzen wird abgewogen gegen das Risiko und die hohe Rendite verheißungsvoller Unsicherheit.

4. Sexualität ist für Arbeit und Karriere funktionalisierbar.

Sexuelle Affären sind von vornherein begrenzt und kalkuliert. Für das Körpergefühl des funktionstüchtigen Menschen haben sie dadurch einen gut dosierbaren aphrodisischen Effekt auf seine Arbeit. Sie vermitteln Lebensgefühl, »speed«, Bestätigung, gute Laune. Und wie alle gut dosierten speed-Drogen erhöht auch das erotische Abenteuer die Arbeitsfähigkeit.

5. Das Reden über Gefühle verlegt die Bewältigung äußerer Realität nach innen.

Politische Widersprüche werden da immer weniger spürbar, wo sich die Individuen mit ihrer persönlichen Orientierungslosigkeit, ihren Sinnkrisen und Konflikten so intensiv erleben, daß das wache rationale Bewußtsein absorbiert wird und nur noch mit Emotionalem und Psychologischem beschäftigt ist. Und die disziplinierte Behandlung von Zwiespälten und die hohe Schule des Gefühle-Benennens und Zuordnens (mal so stehen lassen«; »das ist dein Problem« -»jenes ist aber nun wieder mein Problem«; »ich kann das nur für mich so sagen«; »ich sage ja nicht, daß es so ist, jedenfalls ist das mein Gefühl« usw.) bereiten eine innere Haltung vor, die innere Widerstände für außen herrschende Sachzwänge - die ja nicht den Adel eines Gefühls haben, sondern nur Realität sind - zureiten.

Das alles sind Hochrechnungen. Noch ist es nicht soweit. Noch ist der Konflikt die bevorzugte Erlebnisform vor der Kalkulation. Noch stehen der Beziehungskalkulation emotionale Relikte wie schlechtes Gewissen oder Verbundenheit entgegen. Noch haben die alten Beziehungsmuster beruhigende Sicherheiten anzubieten. Noch bremst die alte Moral die neue Beziehungsrationalität.

Aber wir werden es schon schaffen, unsere Gefühle und Beziehungen auf den neuesten Stand zu bringen.

Konkret-Sexualität 1981, S 52

Adolf-Ernst Meyer

Märchen für Onanisten, Opium für Impotente

Pornos preisen immer Paarungen - und sind dennoch nur Wichsvorlagen. Eine Analyse der systematischen Verlogenheit.

DIE wohltuenden Wirkungen von Pornografie sind zwar bescheiden, aber nicht zu widerlegen. In Wort und Bild und Film ermutigt sie uns, puritanische Hemmungen abzulegen. Sie wirbt für Wohllust*) und für eine Vielfalt sexueller Paarungs- (und Selbstbefriedigungs-)Möglichkeiten - als würden sie für einen Markenartikel um Marktanteile kämpfen - mit der vollen Wucht der zugehörigen systematischen Verlogenheit an Anhübschung, Übertreibung und Weglassung.

Allein: Weder ist die Wohllust ein Markenartikel, noch gibt es einen zugehörigen Produzentenverband mit entsprechendem Werbe-Etat. In meinem Brockhaus (1972) wird »Pornografie« mit »Hurerschriften« übersetzt. Ob das zweite »r« ein Druckfehler ist oder nicht, Pornografie handelt in der Tat selten von Gunstgewerblerinnen, noch wendet sie sich an diese, sondern allenfalls an deren Freier, und dadurch erst hilft sie den Huren, Gewinne zu machen. Aber auch diese Marktbeziehung erklärt nicht den speziellen Werbecharakter der Pornografie. Verblüffender noch: Obwohl Pornografie Paarungen preist, wird sie - empirisch gesehen - vor allem zur Onanie konsumiert.

Näher an die Lösung dieses Rätsels bringt uns eine direkte Betrachtung der systematischen Verlogenheit der Pornografie. Wobei uns hilft, daß jene so schlicht und gradlinig ist, daß schon ein halbes Dutzend beliebig gesammelter pornografischer Produkte - geschrieben, gezeichnet, fotografiert oder gefilmt - eine repräsentative Stichprobe abgeben.

Einige mildernde Umstände zuvor: systematische Verlogenheit ist - auch außerhalb der bereits erwähnten Werbung - allenthalben zu finden. Zum Beispiel beim »Spiegel«, der uns vermittelt, daß die Wahrheit seiner Berichte dadurch verbürgt sei, daß Lebensalter, Hausnummern und Uhrzeiten stimmen. Oder bei »Bild«, die uns eine Welt schildert, in der einzig und allein Ereignisse vorzukommen scheinen, die für Stammtischgespräche sowohl notwendig wie auch ausreichend sind, und drittens deren geistiges Niveau in keiner Richtung überfordern. Daß »Bild« zu diesem Behuf - wie Wallraff zeigte - auch noch Nachrichten fabriziert, ist nur folgerichtig.

Soviel ich sehe, war es Steven Marcus (in »The other Victorians«, Basic Books 1966), der als erster Pornotopia schildert, jenes so ganz andere Land, welches supranationale Heimat und ewiggleicher Schauplatz aller Pornografien zu sein scheint. Auf ein Märchen anderthalbe: Pornotopia liegt benachbart dem Land »über den sieben Bergen, bei den sieben Zwergen« - nur unterleibswärts davon. Was in der Plutokratie das Geld, oberster Wert, übergeordnetes Ziel und Maßstab aller Dinge, ist in Pornotopia der Orgasmus und dessen Regierungsform, mithin die Orgasmokratie.

Zwei weitere Besonderheiten sind, daß dieses oberste Prinzip von Frauen verkörpert wird und daß zweitens deren Orgasmus seine allerhöchste Form nur durch das männliche Glied erreicht. Von »Aloysia Sigea« über »Fanny Hill« und danach die »Sängerin« und »Flossie« und »Josephine Mutzenbacher« bis zu »Barbara« zieht sich ein Reigen durch die Jahrhunderte, in weichem eine geile Heldin der nächsten die Hand reicht.

In der Bildpornografie verwirklicht sich dieses Prinzip dadurch, daß die Damen fast immer ganz zu sehen sind - und dabei fröhlich bis begeistert bis verzückt - wogegen die Herren meist nur genitalisch oder unterleiblich zur Ablichtung kommen. Neben- oder Haupt-Absicht dieses Vorgehens ist, daß der männliche Käufer sich leicht mit dem (oder den) Akteuren identifizieren kann - das Mißverhältnis zwischen deren vorteilhafter Kondition und der eigenen fehlervollen Leiblichkeit ist kaum erkennbar.

Des weiteren wird entweder unverblümt gesagt, daß die Frauen aus Pornotopia nicht bloß geil, sondern eben schwanzgeil sind, oder dies wird durch den Ablauf der Handlung vermittelt. Zwar wird weibliche Selbstbefriedigung sehr häufig dargestellt, aber eben nur als Ersatz - und deswegen immer begleitet sowie verschönt durch Fantasien an frühere und wiederkommende männliche Penetrationen**) in Mund und Schoß.

Für lesbische Wohllust gilt dasselbe, auch sie wird rasch und ohne Bedauern für das höhere Glück der Penetration**) verlassen. Männliche Selbstbefriedigung dagegen kommt nicht vor, was entweder heißen soll, daß Männer nicht gleichermaßen süchtig auf Orgasmus sind, oder, daß sie in Pornotopia nie und nimmer eine Frau entbehren müssen.

Fast gleichermaßen abwesend ist männliche Homosexualität.***) Seltene Ausnahmen betreffen die geschriebene Pornografie und dann nur als Variante von Gruppensex zur numerischen Steigerung permutativer Möglichkeiten oder dann auf Wunsch und zur Anregung einer pornotopischen Dame. Somit lautet Pornotopias oberstes Gesetz: »Alle Frauen sind schwanzgeil«.

Paragraph 2 besagt: »Orgasmus kennt keine Hindernisse«. Es gibt keine Ablehnungen: Alle Beteiligten sind anziehend schön oder pikant, keiner nervt durch Drängeln oder Zögern, und Ekel vor Sekreten oder Samen ist unbekannt, noch gibt es Eifersucht. Paarungspositionen von olympiareifer Akrobatik führen nie zu Muskelkrampf, und die märchenhaft großen Glieder in sagenhaft engen Scheiden und Enddärmen machen nie Schmerz, es sei denn, genauso viel davon, daß die

Wohllust entscheidend gesteigert wird. Die Einwohner Pornotopias kennen weder Krankheit noch die Furcht davor und ebensowenig Schwängerungsangst.

Paragraph 3 lautet: »Jeder Orgasmus ist lustvoller als der vorhergegangene«. Dieses Gesetz wird vor allem in der geschriebenen Pornografie befolgt. Im klassischen Fall beginnt es mit der Onanie des kleinen Mädchens während der Beobachtung der elterlichen Paarung. Bei den anschließenden lesbischen und heterosexuellen Erfahrungen steigert sich die Wohllust von Mal zu Mal bis zum Höhepunkt von Gruppensex. Nicht immer wird der noch höhere Gipfel erreicht: der Familien-Gruppeninzest.

Eine andere Variante ist der Sexualbildungsroman: Nach den sich steigernden Genußerfahrungen findet und heiratet Fanny Hill »den Richtigen«, womit Sexualgenuß und soziale Sicherheit ihren bürgerlich-monogamen Kompromiß gefunden haben. Wie immer das Ende - Pornotopias Lebensläufe vermitteln: Und wenn sie nicht gestorben sind, so treiben sie's steigernd lustvoll noch heute.

Verlogenerweise vermittelt die gewöhnliche Pornografie, daß das geschilderte Grundgesetz, aufgrund dessen dem heterosexuellen Orgasmus nichts, aber auch gar nichts im Wege steht, auch für unsere diesseitige Welt uneingeschränkt Gültigkeit habe.

Zutreffendenfalls wäre dies frohe und tröstliche Botschaft für Impotente und für die noch zahlreicheren Männer, die Potenzängste haben und schließlich für die Abermillionen, die - zu Recht oder zu Unrecht - glauben, daß die ersehnte Superfrau für sie unerreichbar sei, weil sie zu unansehnlich, zu unbedeutend und / oder ökonomisch zu schwach seien.

Indessen werden auch unkritische Konsumenten von Pornografie nur momentweise die Gesetze Pornotopias mit der Wirklichkeit verwechseln - zum Beispiel während ihrer Selbstbefriedigung - und hernach in ihren lustarmen Alltag zurückfinden.

So entpuppt sich Porno als Ventil für Repressionen und reale Frustrationen der Sexualität, als Märchen für Onanisten, als Opium für Impotente.

---

*) Es ist mir geläufig, daß der Duden Wohllust anders buchstabiert, aber meine Schreibweise gefällt mir besser.

**) Penetration ist - dank seiner Nebenbedeutungen von Gewalt und Schmerz - ein Ideologiebegriff des lesbischen Feminismus geworden. In der Psychologie von Pornotopia sind genau diese Nebendeutungen voll gemeint.

Es mag für unsere patriarchalische Welt kennzeichnend sein, daß wir keine eindeutig kennzeichnende und gleichzeitig neutrale oder gar wohlwollende - geschweige denn die Partnerschaftlichkeit betreffende Benennung für diesen Vorgang haben: vereinigen, aufnehmen, einführen.

***) Bei Porno für Homosexuelle ist es natürlich genau umgekehrt, aber davon ist hier nicht die Rede, ebenso wenig wie von Porno für Sadisten, Natursektfreunde, Gummi- oder Leder-Fans. In diesem Zusammenhang interessiert uns nur die gewöhnliche Pornografie. Diese allerdings enthält jeweils diskrete und fallweise wechselnde Einsprengsel der genannten Spezialitäten. Hier gilt: »Wer vieles bringt, wird vielen etwas bringen«, sowie »Vielfalt erfreut«.

Konkret-Sexualität 1981, S 56

Horst Herrmann

Die Löcher kennt allein der Experte

Wenn die Kleriker den □ geschlechtlichen Nichtvollzug□ von Ehen nachzuweisen versuchen, können Gynäkologen nur erröten.

WIR werden jetzt etwas über die »sichel- bis ringförmige, dünne Schleimhautfalte zwischen Scheidenvorhof und Scheideneingang der Frau« hören, welche »im allgemeinen beim ersten Geschlechtsverkehr unter leichter Blutung einreißt« und sich bei »höheren Affen, Raubtieren und Huftieren« findet. So weit so gut.

Die Chose hat jedoch einen Haken. Denn unsere Ausführungen werden sich mit dem »Jungfernhäutchen«, um dieses handelt es sich nämlich, auf spezifisch theologische Weise befassen. Das mag für manche noch etwas neu sein. Für die zweitausend Jahre alte Kirche ist es das nicht.

Natürlich bin ich kein bißchen unparteiisch. Ich will es auch gar nicht mehr sein. So weit reicht mein wissenschaftlicher Ehrgeiz nicht mehr. Immerhin war ich einer von jenen gut zwanzig bundesdeutschen Hochschullehrern des katholischen Kirchenrechts, die von Amts wegen eben den Stoff traktieren, um den es hier gehen soll: Ein kleines Detail nur aus dem kirchlichen Ehealltag, eine petitesse, zugegeben, aber nichtsdestoweniger gräßlich groß. Zwar habe ich die Materie nicht allzu lange dozieren dürfen, denn schon bald, nachdem es mir hochgekommen war und ich etwas »abweichend« gelehrt hatte, entzogen mir die Deutsche Bischofskonferenz und der Vatikan die »Ausbildung von Priesteramtskandidaten und Religionslehrern«. Sie wußten warum.

Inzwischen sind sie wieder unter sich. Nun dürfen jene anderen unangefochten weiterlehren, was ich nicht mehr aussprechen konnte, ohne an klerikale Schweine zu denken und dies auch zu sagen. Nun werden alle Knaben -, die sich auf das »geistliche Amt« vorbereiten, wieder unbeirrt in alle Details eingeweiht. Und, was noch schlimmer ist, dieselben Paragraphen, die man der studierenden Priesterjugend einbleut, regeln Tag für Tag das katholische Geschlechtsleben.

Denn niemand kann im Ernst daran zweifeln, daß die katholische Kirche - nach eigenem Bekunden als einzige ernstzunehmende Institution auf der Weit - unverdrossen und »ohne Abstriche« die Heiligkeit der Familie, die Würde der menschlichen Sexualität und die Unauflöslichkeit der Ehe hochhält. Nach wie vor gilt, so alle Bischöfe miteinander, vor allem der eherne Grundsatz, daß kein Mensch eine »gültige« Ehe auflösen kann. Da sei Gott vor.

Jeder Insider aber weiß, daß das erwähnte Prinzip schon längst ein bißchen durchlöchert ist. Selbstverständlich sagt man das nicht »nach außen«. Das »Volk« erfährt derlei nicht. Die Löcher kennt nur der Experte. Schade, daß auch ich einmal in das Geheimnis eingeweiht worden bin. Schade, daß auch ich fast zwei Jahre lang in Rom gewohnt habe... Also: der Vatikan löst auch gültige Ehen. Nur muß er seine »Gründe« dafür haben, damit der liebe Gott nicht schmollt. Liegen diese vor, kann unbedenklich gehandelt werden. Zwar findet niemand irgendwo in der Bibel solche »Gründe«. Gott hat sich jedenfalls nie dazu geäußert. Aber was soll's? Was Rom tut, kann es auch tun. Selbst die Protestanten haben dies inzwischen einsehen müssen. Die Kurie hat sich schon im zwölften Jahrhundert einen recht passablen »Grund« zurechtgezimmert. Er riecht, bei dem Alter, zwar schon etwas streng, doch tut dies nichts zur Sache. Er »gilt« noch immer.

Eine Ehe muß nämlich nicht nur gültig »geschlossen« worden sein; sie muß auch »geschlechtlich vollzogen« sein, um absolut unauflöslich zu werden. Warum dies so und nicht anders ist, weiß eigentlich niemand. Jesus von Nazareth hat sich leider zu Schlafzimmerproblemen ausgeschwiegen. Erst seine Stellvertreter haben sich dieses Details angenommen. Sie behandeln mit Begeisterung das Problem »geschlechtlicher Vollzug«, wie sie den »Akt der Eheleute« nennen, der die Ehelosen noch zu allen Zeiten brennend interessiert hat.

Ist nach der feierlichen Trauung nichts Handfestes passiert, so ist die Ehe eben »nicht vollzogen«. Schmusen reicht nicht, und was »vorehelich« los war, ist in diesem Zusammenhang bedeutungslos. Die geistlichen Herren wollen - nach dem Eheschluß - Fakten sehen. Und die lassen sich nun einmal, der Schöpfung sei's gedankt, nachprüfen. Leidtragende sind die betroffenen Frauen. Denn nur ihnen, siehe oben, hat die göttliche Anatomie ein Körperteilchen geschenkt, das ein klares »Ja« oder »Nein« auf die aufgeworfene Frage erlaubt. So meinen wenigstens die Laien.

Das »Jungfernhäutchen«, nomen est omen, verrät alles. Sein Besitz macht die Jungfrau aus. Seine Beschädigung läßt allerhand handfeste »Rechtsvermutungen« aufkommen. Und wer aus einer unbefriedigenden Ehe herauskommen will, muß nichts anderes tun, als den »Nichtvollzug« beweisen. Wie gut, daß es zu diesem Zweck ebendiese »Schleimhautfalte« gibt. Der gesamte Klerus kann sich freuen.

Ich mache keine Witze. Die Sache ist viel zu ernst. Denn Jahr für Jahr werden - im zwanzigsten Jahrhundert - vor geistlichen Gerichten an die zweitausend Prozesse geführt, bei denen es fast ausnahmslos um den erwähnten kleinen Unterschied geht. Das bedeutet im Klartext: Immer noch werden Frauen getestet, von Männern auf »Ja« oder »Nein« untersucht, von anderen aktenmäßig erfaßt, befragt und beurteilt. Bis schließlich der oberste Ehelose, der Papst

höchstpersönlich, sein Machtwort spricht: Steht der »Nichtvollzug« fest, löst er die Ehe auf, steht er nicht fest, ist nichts zu machen. Wie man sieht, handelt es sich um einen sehr wichtigen Körperteil.

Damit ich nicht falsch verstanden werde. Kein Kleriker »überprüft« eigenhändig die nackten Tatsachen. Dafür gibt es Hebammen und Ärzte. Nein, es handelt sich in unserem Fall um eine Art von gehobenem Voyeurismus. In diesen Kreisen schaut man nicht selbst, man läßt schauen. Und verwertet dann die Ergebnisse. Ich habe in Rom beim Vatikan viele entsprechende Zeichnungen gesehen. Die Gynäkologen verstehen ihr Handwerk. Schließlich geht es ja um das »Sakrament der Ehe«, um nichts Geringeres. Aber bedauert habe ich die Monsignori doch, die da Tag für Tag solche Akten lesen mußten, um dem Heiligen Vater zuzuarbeiten. Sich ständig mit dem Zölibat und mit dem weiblichen Unterleib zugleich herumschlagen zu müssen, und dies von Berufs wegen, ist nicht jedermanns Sache.

Wie dem auch sei, die offizielle Kirche hat die Hymen-Beschau sogar gesetzlich geregelt. Der Ort, an dem die Untersuchung durchzuführen ist, wird bestimmt, ebenso die »zugelassenen« Ärzte, ja sogar das »lauwarme Badewasser«, das erforderlich erscheint, damit sich wenigstens die Sichtverhältnisse bessern, wenn schon nicht das Befinden der betroffenen Frau. Und da man selbst den katholischen Ärzten nicht in jedem Fall trauen kann, soll beim ganzen Vorgang eine »ehrsame Matrone« anwesend bleiben.

Mit Betrügereien aller Art rechnen die klerikalen Hymen-Fetischisten ohnedies bei einem derart heiklen Geschäft, das über Sein oder Nichtsein einer Ehe entscheiden kann. Man will dem Papst, der ja - nach intensivem Aktenstudium! - die definitive Entscheidung fällt, nur ein hunderprozentig ehrliches Ergebnis vorlegen. Also sind alle Eventualitäten auszuschalten. Die »Jungfräulichkeit«, wie sie von den Biologisten verstanden wird, muß feststehen oder nicht. Da gibt es keinerlei Wenn und Aber. Entsprechend detailliert liest sich die geistliche Literatur zum Thema.

Kleriker machen sich da, von Amts wegen, versteht sich, Gedanken über die spezifische »Variabilität« des Hymens, über dessen mögliche Mißbildungen wie über dessen acht bis zehn »natürlichen Erscheinungsformen«. Auch von den Verletzungen, gerade von diesen wird gehandelt: Die Vermutungen reichen von übermäßigem Sport über die »Sünde der Selbstbefleckung« bis hin zum allerschlimmsten Fall, dem vollzogenen Koitus. Spätere Manipulationen bis hin zum »Ausbessern der Unschuld« finden reichliches Interesse. Zitat: »Um der starken Nachfrage nach 'fresh girls' von seiten reicher Wüstlinge Genüge leisten zu können«, würden Jungfrauen wieder »hingekriegt«. Und schließlich ist von Schwangerschaften bei unverletztern Häutchen die Rede. Ein Autor wundert sich gar, »daß selbst bei Freudenmädchen noch unverletzte Hymen gefunden wurden«.

Alles in allem ein diffiziles Problem, wie man sieht. Die Heilssorge der kirchlichen »Pastoralmediziner« überschlägt sich förmlich. Die armen Kleriker haben es wirklich nicht leicht, zur Jungfräulichkeit, zum Nichtvollzug der Ehe und damit zur Möglichkeit einer »Scheidung auf katholisch« ja oder nein zu sagen. Papst Wojtyla denkt wahrscheinlich auch drüber nach. Aber während er jene Jungkleriker zappeln läßt, die ein bißchen legale Liebe wollen, und keinen von seinem Amt dispensiert, entläßt Johannes Paul 11. nach wie vor pro Jahr einige hundert Quasi-Eheleute in die Freiheit der Ledigen, da ihnen augenscheinlich der »Beweis« geglückt ist, die eigene Ehe geschlechtlich nie »vollzogen« zu haben. Man braucht also nicht ins Mittelalter auszuweichen, wenn man Beispiele kirchlicher Obszönität sucht.

Konkret-Sexualität 1981, S 58

Volkmar Sigusch

Hosenwurz und Rutenmorchel

Das Geschäft mit Aphrodisiaka bringt nur eines hoch: den Profit

ALLES ist versucht worden: Ambra und Zibet, Moschus und Strychnin, Arsen und Phosphor, Pfeffer und Vanille, Panax quinque-folium und Atropa Mandragora, also chinesisches Gin-seng und germanische Alraune, Mimosa pudica und Phallus impudicus, genannt Rutenmorchel oder Schamloser Schwamm, Pimpinella anisum und Piper nigrum, Birke und Kastanie, Taubenblut und die Zunge des Vogels Isop, Hosendall und Hosenwurz, Barba Jovis, Pao rosa und Al Tercum, das Balsam der Bibel und die Krone der Aphrodite, Tongatrank, Dhatripulver und Tinctura pulsatillae, die Kohle von Belloc und das Wasser von Bad-Freienwalde, Gurke, Kürbis, Mannstreu und Gebärmutterblume, Samen und Urin, Scheidensekrete und Menstrualblut, Minnenhaar und Helenakraut, Reizringe und Löwensteins Koitus-Training-Apparatus (KTA), Opium, Peyotl, Chloroform Narkose und poppers, Analeptika, Diuretika und Irritantia, Sympathikolytika und Parasympathikolytika, pulverisiertes Nashorn-Horn und pulverisierte Kuh-Hufe, Spanische Fliegen und kydonischer Apfel, Dr.med. Scheichers Pillen und Dr. med. Krauguschs Tabletten, der Lebenswecker nach Otto und das Papier Fayard, die Huhnersche Silbernitratapplikation in die Urethra posterior mittels des Ultzmannschen Katheters, gelber Ingwer und rote Rübe, Elektrizität, rektal und pararektal, Bäder und Duschen, heiß und kalt, Diät und opulentes Mahl, Penis-Schienen und Diathermie, Akupunktur, Homöopathie und Zellulartherapie, Steinachsche Vasoligatur und Lowsleys Operation, Damiana und Taurische Pillen, urethrale Passage von »cold sounds« und »psychrophores«, Bulbe- und Ischiocavernosus-Operation, Brassica oleracea capitata alba, Malabaila Sekakul Russow, Tabernanthe Iboga Baill, Asparagus officinalis, Petroselinum sativum und Apium graveolens, also Spargel, Petersilie und Sellerie, und so weiter und so fort.

Man weiß, es gibt keine verläßlich wirkenden oder akzeptablen Mittel und Methoden, das sexuelle Verlangen und die sexuelle Leistungsfähigkeit zu erhöhen oder zu senken, und doch hätte man sie gern und denkt: vielleicht dieser Käfer oder jene Quitte? Aber es gibt sie nicht. Gäbe es sie, die Menschen hätten sie schon entdeckt oder erfunden. Doch das Verwirrspiel geht weiter. Im Gestrüpp aus Mystizismen, Okkultismen, pharmakologischer Wirkung, Symbolik, Betrug, Suggestion und Legende blüht der Mummenschanz, wissenschaftlich drapiert. Und der Volksmund plappert vor: Freu dich, Fritzchen, morgen gibt's Selleriesalat. Grundsätzlich wird alles, was ich aufgezählt habe, noch heute angewandt, in oder außerhalb der Heilkunde, hier und da pharmazeutisch gekonnter oder technisch modernisiert. Jedenfalls muß man auch und gerade heute mit allem rechnen.

Am Rande jedes Sexologenkongresses stößt man auf Lazzaroni mit zweideutigen Subsistenzmitteln, die eine neue Operationsmethode oder ein neues Sexualmittel vortragen möchten, oder sie suchen einen daheim auf. Die Mitglieder der International. Academy of Sex Research hörten jüngst einen Inaugurator ganz offiziell. Burt beunruhigte das Auditorium mit einem »innovative surgical procedure« zur Behandlung der koitalen Anorgasmie der Frau. Er zerschneidet Beckenbodenmuskulatur, verlagert und verlängert die Scheide, um einen »günstigeren Einfallswinkel« für den Penis zu erhalten und einen direkten Kontakt zwischen diesem und der Klitoris zu gewährleisten. Bloß sexualphysiologisch gesehen: glatter Nonsens.

Nach Pressemitteilugen geben Männer und Frauen dieses Landes allein für ein bestimmtes »Sexualmittel« - oder wie soll man es nennen? -, das pharmakologisch überhaupt nicht in spezifischer Weise wirken kann, höchstens robertiert, pro Jahr zehn Millionen DM aus. Ich will den Namen nicht nennen, um nicht noch zu kolportieren. Der Chef des Unternehmens weiß natürlich, daß sein Mittel wirkungslos ist. Er hat es mir selber gesagt. Einige Arzneimittelhersteller scheuen vor nichts zurück. Kürzlich sah ich ein Psychopharmakon angepriesen zur - »medikamentösen Psychotherapie«. Und für ein prinzipiell ungeeignetes Androgen-Kombinationspräparat wurde im »Deutschen Ärtzeblatt«, dem feinen, mit Hilfe eines erigierten Hundepenis Reklame gemacht. Bei beiden Herstellern handelt es sich übrigens nicht um Hinterzimmerdestillen.

Eine sexuelle Funktionsbeeinträchtigung die seelisch oder körperlich gehalten ist, kann durch aphrodisische Drogen nicht beseitigt werden. Borelli hat es schon vor Jahrzehnten so gesagt: »Wenn man es genau definiert, handelt es sich bei den Aphrodisiaka um Mittel, die eine normale oder nur leicht geschwächte geschlechtliche Leistungsfähigkeit steigern können. « Und das wiederum geschieht im allgemeinen auf dem Weg der Einbildung und Suggestion. Und deren Wirksamkeit beim einzelnen wiederum sollten wir nicht unterschätzen, bei der Frau nicht, namentlich aber nicht beim Mann.

Konkret-Sexualität 1981, S 60

Peter Gorsen

Werden wir wieder moralisch?

Das Sexuelle in der Kunst: Entweder einziges oder kein Thema.

KUNST und Sexualität können sinnvoll nur als Teilaspekt eines übergreifenden Zusammenhangs von Kunst und gesellschaftlicher Wirklichkeit verstanden werden. Wenn Sexualität, Sinnlichkeit, Erotik, Liebe unverzichtbare Bestandteile des menschlichen Zusammenlebens sind, dürfen und sollen wir sie auch als Motivation und Gegenstand der künstlerischen Gestaltung anerkennen und genießen. Insofern impliziert Kunstgeschichte immer auch selbstverständlich Geschichte der menschlichen Sexualität.

Dieses Fundamentalverhältnis zwischen Kunst und Sexualität, dem der humanistische Eros in den realistischen Nacktdarstellungen der Antike und Renaissance beträchtlich nahekam, tritt uns im Prozeß der gesamten Zivilisation in vielfachen Brechungen und Trübungen entgegen, ebenso in der Geschichte der Sexualtabus, der moralischen Entrüstungen und strafrechtlichen Verfolgungen der erotischen Kunst wie in der Geschichte der orgiastischen Ausschweifungen, der einseitigen geschlechtsspezifischen Unterwerfungen und Lustmorde an der Grenze des »Pathologischen«.

Die moderne Geschichte der menschlichen Sexualität war auch die Geschichte der Naturbeherrschung am eigenen Körper, die heute umgeschlagen ist in eine Geschichte der unterdrückten und verstümmelten, toten Körper. Nicht wir herrschen über unsere' Körper und ihre Funktionen, sondern sie herrschen über uns, indem sie zu spezialisierten industriellen Arbeitsleistungen dressiert werden oder zu unbrauchbaren Anhängseln des isoliert arbeitenden Kopfes verkümmern. Sowohl die Hypertrophierung wie das gänzliche Aussparen körperlich sinnlicher Darstellungsinhalte in der »modernen Kunst« drückt dieses pervertierte Verhältnis des Menschen zur Natur seines Körpers aus.

Die Abspaltung der menschlichen und sexuellen Beziehungsaspekte bewirkt, daß das Sexuelle in der Kunst heute entweder als das einzige oder als gar kein Thema mehr erscheint. Aggression und Verdrängung der menschlichen Sexualität haben im Verein mit den Ausbeutungsmechanismen der Massenmedien im 19. und 20. Jahrhundert eine Radikalität erreicht, die den rationalen humanen Sinn für die Selbstverständlichkeit sexueller Darstellungen in Kunst und Literatur nahezu zerstört hat.

Zwar wurde letzteren vom modernen Strafrecht (in der Bundesrepublik) ein Rechtfertigungscharakter für die Freizügigkeit sexueller Darstellungen eingeräumt, der Kunst und Literatur zum oft genug unterlegenen Anwalt der menschlichen Freiheit zur sexuellen Selbstdarstellung stilisierte, aber es sollte nicht erst einer umständlichen, ängstlichen Rechtfertigung als »große Kunst«, als »veredelte«, geformte oder »sublimierte« Triebnatur bedürfen, um das jeweilige historische Selbstverständnis der Menschen zu ihrer Sexualität in der uneingeschränkten Öffentlichkeit anzuerkennen. Kunst und (Sexual)-wissenschaft können kein Alibi für die eingeschränkte Freiheit der Darstellung menschlicher Sexualität sein.

Wir begegnen in der modernen Kunst, in der massenspezifischen Medien- und Warenästhetik zweifellos einer inflationären *negativen* Symbolisierung der Sinnlichkeit, die die tatsächliche Entfremdung der Menschen von ihren nicht mehr selbstverständlichen sexuellen Energiequellen anzeigt. Abgeschnitten von seinen subjektiven Ausdrucks- und Verwirklichungsmöglichkeiten erfährt der industriell produzierte, »neurotisierte« Gegenwartsmensch nur mehr das Unbefriedigende, Monströse und Verhängte seiner Sexualfunktionen.

Doch es wäre falsch, in dieser Situation ein neues Bilderverbot gegen den obszönen Sexualsymbolismus, Pornografismus und Sexismus zu erlassen und die Kunst, die für gesellschaftliche Fehlentwicklungen nicht der Hauptverantwortliche ist, auf positive, heile und realitätsabgewandte Gegenbilder zu verpflichten. Dieser Moralismus verspielt die erreichten bescheidenen Positionen sexueller Liberalität anstatt sie schrittweise auszubauen und sie nun auch von ihrer patriarchalischen Ideologie zu emanzipieren.

Eine neue Lüge kann uns bei der notwendigen Umgestaltung der sinnlich-körperlichen Ausdrucksformen, die der menschlichen Entfaltung im ganzen dienen und dem Lebensentzug durch die Verwertungslogik des Profitdenkens Einhalt gebieten, nicht weiterhelfen.

Konkret-Sexualität 1981, S 62

Hermann Peter Piwitt

Trautes Heim, Porno zu zwein

Das neue deutsche Wunschkonzert: Tagträume, Zahlungsverkehr und Liberalismus

»Von 'unten rum' hab ich erstmal genug: jetzt such ich mir was Solides, für 'oben rum'«

Mittdreißigerin

WIR Männer kennen das: Da schaut eine nackte Frau aus einer Zeitung, aus einem Magazin uns an. Ihr Blick, ihre Lippen, die Haltung der Hände, die Drehung ihres Körpers: alles bedeutet Verlangen, Angebot und das Versprechen, daß es von ihr aus gleich mit dir losgehen kann. Und wir, unausgeschlafen, hinfällig, wie wir uns gerade fühlen, ohne Frau: Wir holen uns einen runter. War es das, was wir wollten, als es um die Liberalisierung der Sexualität, die Freigabe von Pornografie in Bild und Schrift ging? Da wird ein eindeutiges Angebot gemacht, etwas Begehrenswertes als erreichbar versprochen. Und dann nichts als dies kleine Sich-Krümmen über Hochglanzpapier am Ende. Noch immer zeigt dir das Mädchen mit einer Hand ihre Brust und öffnet dir mit der andern einladend die Möse. Aber jetzt hattest du schon nicht übel Lust, sie zu ohrfeigen. Wenn du sie nur hättest.

Aber sie ist nicht erreichbar, weder mit Geld noch durch Nachstellung. Und selbst wenn du sie aufstöbertest: Sie säße vielleicht gerade abgeschminkt, mit strähnigen Haaren, in einem alten Pullover und flachen Schuhen, die den Hintern nicht straffen, in einer unaufgeräumten Küche herum. So zugerichtet, wie du sie begehrt hast, hast du sie nur hier.

Wo mit Sex für eine Zigarettenmarke, eine Seife geworben wird, können wir hingehn und sie kaufen. Der Betrug ist hier übler: »Ich bin scharf auf dich«, sagt das Mädchen auf dem Foto; »du kannst mich haben, jetzt«. Aber du kriegst sie nicht. Trotzdem fühlst und hantierst du, als hättest du sie. Du bist nichts als das Lustobjekt derer, die ihre Lust daran stillen, dir Geld abzunehmen für etwas, das du nicht haben sollst. Du fühlst dich verkauft. Und deine Enttäuschung bringt dich auf Gedanken: Dieses Miststück da, das dir da so frech ihre Möse verspricht: Gehörte sie nicht, gehörten nicht alle diese Mädchen beim Wort genommen, durchgefickt von den zig Millionen Männern, die sie im Kopf verrückt machen? Solange, bis ihnen die Lust an solcher Art von Betrug ein für allemal vergeht? Mit der Pornografie ist es uns ergangen wie mit der verschlossenen Tür im Märchen: Endlich ist sie offen. Und plötzlich haben wir, was sie verbarg, am Hals.

»Also zurück zum Volkswartbund? Zum 'Schund-und-Schmutz-Gesetz' von 1953?« spötteln die Liberalen und zeihen Linke und Frauenbewegung der Prüderie. Die Liberalen sollten ihren dummen Mund halten. Und lieber darüber nachdenken, wieso eigentlich eine bestimmte Art zu wirtschaften - nämlich ihre - jede zweite neue Freiheit der Sitten, kaum daß sie erkämpft ist, augenblicklich kommerziell versumpfen läßt. Und was war denn der Volkswartbund, wenn nicht selbst wiederum ein willkommenes Regulativ aus der eigenen liberalistischen Frühzeit? Er hatte mitzuhelfen gehabt, die Sinnlichkeit der Menschen zu Arbeit und Verzicht anzuhalten, solange anders kein Kapital aus ihr zu schlagen war. Nun paßt er auf einmal nicht mehr zum weltläufig-entspannten Typus, der sich in der Gemischtsauna 'Odette' frischmachen möchte, bevor er sein Whiskygeschäft mit städtischen Eliten der Sahelzone tätigt. Und er paßt auch nicht mehr zum lustvollen Konsumenten, den die eigene Wirtschaft braucht.

Sexuelle Tagträume über Pornografie sind Ausdruck eines Mangels: Das heißt, man hat keine Frau (oder nicht die, die man sich wünscht) und beginnt, über die Frau auf dem Photo zu phantasieren. Wie, das hängt vom Angebot ab. Und dies wiederum ist zugeschnitten auf Erwartungen, das heißt, auf das, was wir gelernt haben, das Sexualität, beziehungsweise eine Frau sei: Also im Normalfall immer noch eine klebrige Sache, jedenfalls nichts, was den »Parsifal« schreibt oder im Alleingang den K 2 besteigt.

Tagträume speisen sich aber nicht nur aus dem, was tatsächlich fehlt, sondern auch aus den Glücksversprechen, mit denen neue sexuelle Bedürfnisse geschaffen werden. Wer die Mittel hat, sich von zwei Callgirls eine Nacht lang entsorgen zu lassen, macht den Ehemann bedürftig, der sexuell sein Auskommen hat, aber keine Tantieme. Als Wichsvorlage genügte einem Jungen von 1955 eine »Triumph«-Reklame völlig. Wir hätten zwar auch noch gern gewußt, was »drunter« ist. Aber heute möcht' es schon eher mal wieder ein bißchen was »drüber« sein, ein bißchen was Schwarzes ... Fortschritt?

Meine alte Mutter klagt heute noch, daß der Vater Unerhörtes von ihr verlangt habe. Sie sagt nicht, was. Wahrscheinlich wollte er wirklich nur mal einen geblasen bekommen. Aber ich glaube nicht, daß er sich in seiner sexuellen Freiheit erheblich eingeschränkt gefühlt hätte, hätte sie sich geweigert, im Beisein eines Schupos mit einem Polizeipferd zu verkehren. Möglich, daß sowas damals irgendwo praktiziert wurde. Aber es war als Bedürfnis nicht eingebürgert. Und so wurde es nicht vermißt.

Was wird heute vermißt? Möglich ist alles. Der private Sektor dessen, was einmal »obszön« hieß, ist ausgeweitet und veröffentlicht wie nie zuvor. Sex-Shops, Saunen, Clubs für SM und Partnertausch von Ulm bis Emden, Fickfilme, Peep-Shows, Modelle, Kinderprostitution und 100.000 Nutten, eine Konjunktur wie in Saigon zu seinen besten Zeiten setzt die

Maßstäbe, nach denen wir zu lachen haben, wenn Schulzes Alte, nach einer Woche hinter der Registrierkasse, den Bauch einzieht für die Rubrik »Fotografieren Sie Ihren Liebling!«

Aber warum lachen wir in Filmen wie »Das geheime Leben der Deutschen«?

Weil nun auch der Spießer das Obszöne vereinnahmt hat, wenn auch auf seine, unbemittelte, Art? Aber ist denn die bemittelte respektheischender, weil bemittelt? Und wenn dem nicht so ist: Welche geheimen Illusionen hegen wir immer noch von der subversiven Qualität des alten »Obszönen«, das doch längst ein Faktor unter andern im allgemeinen Warenverkehr ist?

»Trautes Heim - Porno zu zwein«. Schlimm, wenn es nicht so sein dürfte, von Rechts und Gesetz wegen. Aber genauso wahr ist, daß der Porno unterm Gummibaum längst als ein Mittel unter andern fungiert, den Bürger stillzustellen. Die Leute kennen nicht einmal die richtigen Fragen, geschweige denn die Antworten. Sie bekommen im Fernsehen und in der Presse keine oder falsche Informationen. Und entbehren die richtigen nicht einmal mehr. Und warum auch? Sie haben alles. Und wenn nicht, sind sie »selber schuld«. Und sie haben vor allem sexuelle Freiheiten, - »irgendwie« zumindest, so wie sie die Demokratie haben.

Nur, der wahre Kitzel an diesen Freiheiten - da genügt ein Blick in eine xbeliebige Illustrierte - ist noch immer das Zweideutige, das Schmutzige an ihnen. Und die Vagina, da sie doch »mein Piesch« (so eine Gymnasiastin in KONKRET) besser nicht sein sollte, ist am besten immer noch das »verruchte schwarze Loch«. Und die »Sünde« wie zu Großvaters Zeiten noch immer aufregender als die »Tugend«. Und Biberkopf, wenn er sich an Karin Baal gesundstößt, doch irgendwie dufte. Und Burckhard Driest immer noch aufregender als Günther Wallraff. Oder hat es unsere Liberalen nicht durch die Bank in den Leisten gekitzelt, als er sich Blatzheims unentfalteter Tochter näherte, als sei's der echte Cezanne an der Wand? Und nun noch das mit der Lundi ... Muß - angesichts so drallen Schicksals - ein echter Liberaler sich nicht an Heldenjahre erinnert fühlen wie Dagobert Duck an Clondike? Die Wojtylas, Höffners und Maiers, die anstoßnehmenden Studienräte, die auch im Norden schon wieder nachproduziert werden wie Pestizide? Ja, das ist der Feind, geschenkt. Aber was ist mit unseren Liberalen, daß sie plötzlich »Emma« und »neue bildpost« in eine Front stellen? Sie sind ja nicht einfach borniert. Die tänzelnde Intelligenz von Königspudeln: wo fände man sie sonst noch außer bei ihnen? Und wo ein politisches Bekenntnis, mit dem sich so geistreich blödeln ließe?

Die »Zeit« in einer Polemik gegen die »neue Prüderie von links«: »Ich fürchte, der Pfad der Tugend, den sie beschreiten, wird schrecklicher sein, als Lasterhaftigkeit je sein könnte.« Ja, so soll es sein. Und, nach Meinung unserer Liberalen, offenbar auch bleiben: Hier das »Laster« - dort die »Tugend«. Und dort der Staat, der Gefängnisaufseher von einst, den man als Nachtwächter angestellt hat, immer argwöhnisch, er könne rückfällig werden. Und hier der Anspruch eines jeden Pfiffikus, nach Neigung zu wirtschaften. Also von Driest bis zum Außenhandelskaufmann in Kinshasa, von St. Paulis Domenica bis zu United Brands.

Das alte Obszöne war einmal subversiv, solange es moralisch kaltgestellt war. Daß es - statt wie heute im Zahlungsverkehr - auch in neuen guten Sitten zwischen den Geschlechtern hatte aufgehn können, und zwar gemeinsam mit seiner Ziehmutter, der alten Moral: das ist eine Vorstellung, die unsern Liberalen offenbar gegen die »Natur« geht. Das Anstößige, entmystifiziert zum Spielmaterial für die leidenschaftlichste Form der Freundlichkeit zwischen Mann und Frau?

Auf welcher Strecke bliebe da das prickelnde Gefühl des, Verstoßes? Der urige Charme sexueller Gewalt? Und wo bliebe Gott, wo Moral, gäbe es das Dämonische, das Blasphemische am Sexuellen nicht mehr? Zadek / Fassbinders sexuelle Gewaltphantasien, nostalgische Paraphrasen auf den alten - und verzückte Vorgefühle auf einen möglichen neuen, seelisch noch verpuppten Faschismus (all diese 'kleinen Leute', die für sich allein sterben, weil es nirgends so ungerecht zugeht wie auf der Welt!): Was, wenn unsere Gebildeten, statt bei SA-Stiefeln und Peitschen, ledergetrimmten Brüsten und Prolet-Sex subversiv zu fremdeln, zu fragen begännen nach Mietshaus-Eigentum, Lehrlingsabgabe, Bodenrecht?

Ade Liberalismus! Nein, unsere Liberalen bleiben angewiesen auf die Verbreitung des Scheins, daß das alte Obszöne noch subversiv sei. Denn eine *andere* Chance, einmal unbürgerlich zu sein, können sie sich - und wollen sie uns nicht geben. Und solange nur die Genets nicht aussterben, darauf bestehen sie, »sind wir so frei«.

Die Frau hat den Schwanz des vor ihr knieenden Mannes gepackt. Das Gesicht des Mannes ist abgewandt. Die Frau lächelt den Betrachter an. »Es ist dein Schwanz«, sagt ihr Blick. »Und diese Möse da, in die er gleich einfahren wird, gehört dir«.

Es gibt andere Bilder, historische Darstellungen aus dem indischen, persischen, afrikanischen Kulturraum, die Menschen einfach bei der Liebe zeigen, als ganz bei sich. Aktdarstellungen, wenn auch sehr wenige, auch aus der christlich-abendländischen Tradition, die den Körper der Frau nicht bloß arrangieren, um ihn dem Mann zur Schau zu stellen, der das Bild betrachtet. Der englische Kunsthistoriker John Berger beschreibt das in seinem Buch »Sehen. Das Bild der Welt in der Bilderwelt«.

Auf den handelsüblichen Aktfotos dagegen ist die Frau nie für sich nackt; man »läßt sie nicht sein«. Ihre Brüste, ihre Vagina sind nicht Teil *ihrer* Nacktheit, *ihrer* Sexualität, sondern Aktivposten einer Kalkulation von Männern für Männer, das heißt einer kommerziellen Einrichtung auf einen Betrachter hin, der sich gemeint. fühlen muß, obschon sie dann tatsächlich mit dem Fotografen oder dem Produzenten vögelt. So trägt jedes neue Bild dieser Art dazu bei, traditionelles weibliches Sexualschicksal auf Dauer zu setzen: nämlich als geil *und* falsch, exhibitionistisch und berechnend zu gelten; als jemand, dem man zur Not die Flausen aus dem Kopf stoßen muß, will man nicht der Dumme sein.

»Päderast, 178, dunkel, 17/5, Natur, Musik, sucht warmherzigen, niveauvollen Nekrophilen von angenehmem Äußerem, mit Sinn für Häuslichkeit. Hast Du noch nicht vergessen, daß Liebe Geben ist und nicht Nehmen? Dann schreibe mir! Schutzgebühr erbeten.«

»Natürlich liebe ich Erfolg und Geld«, sagt Debra Jo im »Playboy«, »aber ich würde nie meine Freiheit aufgeben«. - Und dabei zeigt sie ihre Möse.

In »Penthouse« gab Oswalt Kolle kürzlich Gespräche mit Porno-Modellen wieder: »Wieso, ich würde niemals Porno machen«, antwortete ihm eine 21jährige Berlinerin, »da bin ich mir zu schade für ... « Porno ist für sie: »So mit Tieren und so ... « - Für eine andere, Studentin der Psychologie und begehrtes Peitschenmädchen, ist Pornografie »mit Männern vor der Kamera koitieren«. Etwas, was für sie nie in Frage käme. Eine Dritte: »Solange mein Mann dabei ist, habe ich nie das Gefühl fremdzugehen. Denn betrügen, das würde ich ihn nie! «

Daß die Grenzen der Moral immer weiter hinausgeschoben werden, ist angesichts der Ertragsmöglichkeiten von Pornografie verständlich. Wichtig aber scheint für alle, daß ihr Tun moralisch vertretbar bleibt. Das ist wie mit der *frontier im* Wilden Westen: Irgendwann saßen die letzten Indianer in Konzentrationslagern; für die Weißen gleichwohl die bestmögliche aller moralischen Lösungen, angesichts der »Sachzwänge« von Landhunger und Rassenhaß.

Die Sachzwänge von Pornomodellen sind harmloser: Der neue Citroen, der Bausparvertrag bei Schwäbisch Hall. Und immer bleibt etwas, was »man nicht macht«, und das zu unterlassen, einen moralisch turmhoch über andere stellt. Und immer gilt das, was man macht, bereits als die totale sexuelle Freiheit, jenseits dessen die Schweinerei beginnt. Zwar laufen wir immer weniger Gefahr, gegen Sexualmoral zu verstoßen; aber als nötigendes Ideal bleibt sie erhalten. Das heißt in dem Maß, wie sich der bürgerliche Warenverkehr das Obszöne einverleibt hat, hat sich das Obszöne die Reste von dessen Moral einverleibt.

Die Moral ist gewissermaßen der Tropfen Luft in einem durchsichtigen, mit Wasser gefüllten und luftdicht verschlossenen Gefäß: Man kann noch soviel schütteln, er geht nicht raus.

Dasselbe gilt für die endlose Diskussion darüber, was »Treue« und was »Untreue« sei. Für die moderne »tolerante Partnerschaft« gilt sexuelle »Aushäusigkeit« nicht mehr als unmoralisch. »Treue« dagegen heißen die abgestandenen Gemütswerte, die die meisten festen Beziehungen zusammenhalten. Da ist sie wieder, die alte moralisierende Unterscheidung zwischen »oben« und »unten«, zwischen dem »bloß Körperlichen«, das man außer Hauses schon mal riskieren kann, und dem Sublimen, dem Wahren, dem »Seelischen«, das bindet. Natürlich ist das verklemmter idealistischer Mist, der in der Praxis nicht funktioniert, weil darin das Denken in Vorstellungen der Sexualmoral nie endgültig eskamotiert ist. Die Praxis ist, daß sexuelle Untreue, wenn sie einem Partner in einer festen Beziehung widerfährt, schmerzhaft ist und bleibt. Und zwar aus drei. höchst handfesten Gründen: Aus Angst, alleingelassen. zu werden. Aus Angst vor gesellschaftlicher Bloßstellung (»Der kriegt wohl keinen mehr hoch« oder: »Die Ärmste, sie wird alt«). Und, drittens, aus Eifersucht: das heißt, weil der Partner macht, was wir uns selbst versagen.

Wenn die Liberalisierung der Pornografie, die Einbürgerung des alten Obszönen in die Marktordnung unserer Gefühle bisher für etwas gut war, dann um die geheimen Konventionen und Ressentiments zwischen den Geschlechtern öffentlich zu machen. Korrigiert an diesen hat sie wenig. Nur der Zahlungsverkehr zwischen dem geldeinbringenden »Laster« und dem »Laster« gestattenden Geld ist reibungsloser geworden. Aber daß das »Laster« nicht im Zeigen der Möse selbst liegt, sondern in den alten Unvereinbarkeiten zwischen Wünschen, Zahlungsverkehr und Restmoral, ist nach wie vor nicht klar.

Und der Schamott, den normal erzogene Männer im Kopf haben, ist darüber so gigantisch geblieben wie das Verlangen normaler Frauen, es ihnen recht zu machen und / oder materiellen Vorteil draus zu schlagen. Zuletzt zu besichtigen war dieser Schrott in den Bekenntnissen Gernot Gailers, Puffs, Peep-Shows und Pornografie betreffend.

Peep-Shows: Schwer zu verstehen, was es da Aufregendes zu sehen geben soll ' Ich kann in den Augen der weiblichen Sozialfälle aller Stände, die sich da auf schmuddeligen Fellen die Fusseln kraulen, jedenfalls nichts erkennen als den Gedanken an den nächsten Wüstenroth-Tag. Und das lenkt mich ab. Aber vielleicht sind auch nur meine Tagträume andere? Vierzehn nackte Englein, ständig hätte ich zum Beispiel gern, zwei zu meiner Rechten, zwei zu meiner Linken usw. Und natürlich den Nobelpreis. Und die Weltherrschaft. Aber sind gewisse Bedürfnisse schon deshalb weniger kaputt, weil wir so schön trotzig bekennerisch auf ihre Erfüllung bestehen? Schafft nicht, wie Amendt schreibt, bei der gegenwärtigen Marktordnung unseres Trieblebens jede Erfüllung eines Defizits neue Defizite? Daß man nicht alles, was machbar ist, auch machen muß: War es nicht gerade das, was wir beherzigen wollten?

Was ist andererseits mit dem »Schwanzab«-Geschrei, das auf Gailers schwarze Haufen hin Feministinnen erhoben, so als sei man dort schon der neue Mensch? »Ich habe in Spanien einen Torero kennengelernt«, erzählte mir vor Jahren eine Kämpferin für die Befreiung der Frau mit nichtendenwollenden, Beziehungsproblemen; »Torero«, sagte sie mit leuchtenden Augen. »Aber er muß als Kellner arbeiten, weil er was am Fuß hat.«

Weiß Gott, der verquälten Weichen überdrüssig sich an fernen Stränden von dunklen Übervätern lieben zu lassen, an 'Scrotch-Watching' und kleinen Männerärschen in engen Jeans Spaß haben und dann zuhause womöglich das kleine Verlangen nach einem gelegentlichen Straps wie damals beim ersten Blick auf Muttern's als »chauvinistische Demütigung« von sich weisen, - nein, ich möchte keine Feministin sein. Sie sind im Recht. Aber sie haben's auch verdammt schwer. Sie müssen an zwei Fronte kämpfen. Gegen den normalen Mann.

Und gegen die Scheintoten im eigenen Keller. Sie sind dran wie ein Kommunist, dem Hummer schmeckt. Langt er zu, heißt es. Heuchler! Verzichtet er, versteht er nicht zu leben ...

Die Szene bleibt bunt. Und die »Zeit« applaudiert der zwitschernden Voliere inmitten des allgemeinen Wirtschaftsteils. Da wird von »Netzwerk« die Finanzierung eines »alternativen Bordells« verlangt. Und eine Beobachterin der »TAZ« beim Bochumer Zuhälter-Prozeß weiß nicht recht, für wen sie sein soll: für die Richter oder für die Zuhälter. - Daß Prostituierte Frauen seien, die Respekt verdienen wie andere auch, liest man. Aber ist denn das so einfach? Macht's denn der Mann etwa nicht für Geld? Herrscht denn da nicht Verachtung auf Gegenseitigkeit?

Ich stelle mir vor: Eine Prostituierte, die körperliche Liebe mit ihrem Lover einmal als aufregend und schön erlebt hat. Den Umgang mit den Kunden alten Schlages reißt sie so runter. Und nun plötzlich eine völlig veränderte, respektvoll auftretende Laufkundschaft: Krücke von der »Vereinigten Glanzstoff«, wenn er mit größter Höflichkeit in Gummi und Leder fremdgeht. Und Opi, der's - plötzlich ganz Kavalier - für die Hälfte will. Und schon schmilzt das Mädchen dahin. Und für beide wirds eine unvergeßliche Begegnung ...

Daß bei ihm jedenfalls beide voll auf ihre Kosten kämen, erzählte mir eben ein gutverdienender Kollege, - er und das Mädchen auch. Wenn nur die Gastis nicht immer soviel Trouble machen würden wegen dem Geld ...

In der Sexualität - das ist eine Binsenweisheit, die aber doch vielleicht wahrer, geläufiger wird, wenn man sie wiederholt - in einer sexuellen Beziehung sollte alles möglich sein, was nicht aus Verachtung geschieht. Und sogar Vergewaltigung könnte ja schön sein, ließe sich - sechs Richtige! - der Vergewaltiger selbst bestimmen. Aber wie sollen unsere Gefühle unversehrt bleiben, wo - wann immer wir »spürbar weich« und »anziehend zart« sein wollen - »Bac Deo« und »Ferrero Küßchen« schon da waren? Und es bereits ein Spritzgebäck gibt, das »Echte Leidenschaften« heißt?

Die Reeperbahn ohne Zahlungsverkehr - das könnte eine fröhliche Meile sein. Sie ist es nicht. Und, so wie sie ist, kann man sie nur zuschütten. Und wir sind auch der neue Mensch nicht. Aber der Weg dahin, das könnten wir heute schon sein. Nur, selbst wenn wir es wären, der neue Mensch: auch dann bliebe ein Rest von Einsamkeit, Angst, Entbehrung und entsagender sozialer Absprache, den wir annehmen müßten.

Das »alternative Bordell?« Das »bunte« Peep-Girl? Die »befreite Prostitution«? Mit Stillegungsprämien für Nutten über vierzig? - Erkennbar wird eine andere Kultur, die der ersten aufs Haar gleicht, nur bloß eben »alternativ«.

Konkret-Sexualität 1981, S 66

Stefan Hinz

Die Hölle ist das Paradies

Die USA bereiten das Ende vor: Im weißen Haus und in schwarzen Kellern.

Booies Biographie kommt direkt aus der Mülltonne. Wie sein Frühstück, sein Mittagessen und seine Unterwäsche. Der zerdrückte Borsalino auf seinem Kopf hatte Fred gehört, einem weißen Penner mit Raucherbein. Das war langsam abgefault, damals, in der leeren verrosteten Schiffsschaukel auf dem Rummelplatz von Coney Island, wo das Fieber über Fred kam und der Hut an Booie fiel. Booie ist schwarz. Schwarz wie die Nacht.

3 a.m., 3 Uhr nachts. Booie hat ein altes Ölfaß mit Pappresten vollgestopft. Er macht ein Feuer. Es ist der zweite Januar 1981. Schneefall. Minus 20' C, der Wind minus 30' C. Booie ist nur ein Schatten hinter dem Feuerschein.

Hier, direkt hinter dem West Side Express Highway, einen Steinwurf weit vom verdreckten, kalten Hudson River, gibt es nur alte verfallene Lagerhäuser. »Lompini Banana«. Türen schlagen im Wind, das Tonnenfeuer prasselt. Läge kein Schnee, die fliegenden Büsche aus den Wildwestfilmen wehten vorbei.

Gleich um die Ecke, Kreuzung Little West 12 th St. und Washington St., Zweierreihen knallgelber, verbeulter Checkertaxis stoppen, fahren vor, stoppen, nehmen auf, fahren ab. Darüber eine grelle Straßenlaterne, in ihrem weißen Licht die Menge, die von den Taxis bewegt wird. Männer, Männer jeden Alters, dicke, dünne, lange, kurze. Mehr lange Dünne als kurze Dicke. Werden angezogen, ausgestoßen von einer schmalen grünen Eisentür. Es ist der Eintritt in *den* Leather- and Western-Club New Yorks. Das »Mineshaft«.

Private. Hinter der Tür eine steile, schlecht ausgeleuchtete Stahlstiege. Oben sitzen auf zwei Barhockern zwei Schnauzbärte, daneben, in einer Nische, vor einem Schreibpult mit Leselämpchen und Aktenordner, steht ein Dritter. Schwarze Uniform, Reithosen, Stiefel, kein Totenkopf am Kragen, nur eine Nummer. Mit Taschenlampe leuchtet er uns aus, blendet die Augen, entdeckt einen Pullover und ein nicht-kariertes Hemd. Kariert wäre gegangen, aber so. Hemd und Pullover müssen abgegeben werden. Die Jacken sowieso. »No La Costes«.

Fünf Dollar pro Nase und von jedem eine Unterschrift. Mit allem einverstanden.

Hinein in die beleuchtete Bar. Heißluftgebläse. Discomusic. Männer. Angezogen, nackt, halbnackt. In Lederhosen, Jeanshosen, nackt mit Gürtel, nackt mit Schwanzring, Suspensorien, gelbe, rote, olivfarbene, nackt mit Jeansjackett und Hundehalsband.

Der Mann an der Garderobe ist sehr klein. Er zeigt, daß der menschliche Unterarm zwei Knochen hat. Elle und Speiche. Beim Kassieren des Tips dreht sich der eine um den anderen. Auch der Barmann, ein paar Knochen, eingeschlagen in verwaschen tätowiertes Pergament.

Die fünf Dollar pro Mann sind ein Verzehrbon. Mein Begleiter wird an der Theke nicht bedient, sein T-Shirt ist quergestreift, und das ist verboten. Dem Doorman ist das vorhin entgangen.

An mir hat der zerbrechliche Barmann nichts auszusetzen. Mit einer Cola ziehen wir um die Ecke in die Dunkelräume. Um die Ecke, das sind zehn Schritte. Da ist das Licht so schwach, da geht man schneller rüber, als die Augen mitkommen. Auch hier die Disco-Musik wie nebenan und die Augen machen auch schon wieder mit. Ein Mann in kariertem Holzfällerhemd lehnt an der Wand und setzt eine Becks Bier Dose an die Lippen. Ein anderer kniet nackt vor dem Biertrinkenden und leckt' sich tot. Drei weitere treten hinzu, und der leckt und leckt. Der erste hört nicht auf, an seinem Bier zu saugen, dabei starrt er an die Decke. In der Nische gegenüber hängt an vier Eisenketten eine Lederhängematte. Darin hat sich ein etwa Dreißigjähriger ausgebreitet. Liegt auf dem Rücken, die Füße in Stiefeln, bis zu den Knien weiße Socken, sonst ist er nackt. Spreizt die Beine auseinander und verkantet seine Füße in das vordere Kettenpaar, das von der Decke hängt. Auf einem Sims steht eine Riesendose »Crisco« - Bratenfett. Mitten im Raum ein Holzgerüst. Sieht man genau hin, führt unter ihm eine steile Steintreppe in den Keller. Glitschig. Im Hinuntersteigen noch ein Blick in die Nische. Zu Barbra Streisands »Guilty« verschwindet ein ganzer Unterarm im Darm des Dreißigjährigen in der Hängematte. Der da gerade mit seiner Faust arbeitet, sieht zu uns herunter und nickt. wie ein Arzt auf eine Frage hin nickt, die er nicht beantworten kann.

Der 'Keller ist ein Schrotthaufen. Abfälle, Dosen, Flaschen, Pfützen. Es riecht nach Kot, Bier und Pisse. In dem Raum mit dem Abfallberg ist keiner, bis auf einen, der sich über einem verrotteten Waschbecken den Mund ausspült. Ein riesiges Gebläse schiebt Heißluft zwischen die feuchten Mauern. Noch ein kleiner Treppenabsatz, und eine Masse Menschen wiegt sich, eng aneinandergepreßt stehend, vor und zurück. Lautlos. Kein Wort. Keine Musik. Rotlicht. Allein ein Scharren auf dem Boden, schweres Atmen, Schlüsselgeklimper. Irgendwo der hohläugige Blick eines unbeteiligten Teilnehmers. Zwei Badewannen stehen hinten, frei im Raum. In jeder liegt ein dicker, alter Mann. Einer mit Brille und einer mit Zigarre. Beide angezogen, nur der Latz steht auf. Beide onanieren. Alles ist total verdeckt. Um die Wanne des Brillenträgers drei,

vier Männer, die in die Wanne pinkeln. Jeanshose und Lederweste des Brillenträgers werden naß. An der Wand hängt ein dicker Gartenschlauch. Im ganzen Keller wird niemand geschlagen.

Wir klettern wieder nach oben, die Hängematte ist leer, in derselben Pfütze kniet der Leckende zwischen neuen Schenkeln. Am Holzgerüst steht ein Mittfünfziger in Ledergeschirr. Sein Glied verschwindet in einer Speckfalte seines mächtigen Unterleibs. Er hat eine Lederpeitsche. Mit dem Peitschenknauf klopft er einen Takt in seine linke Hand, einen eigenen Rhythmus, weit entfernt von dem der Disco-Music.

Draußen sind alle Checker Taxis weg und Booies Tonnenfeuer ist ausgegangen.

Am selben Morgen ein Besuch im Chelsea Health Center, einem kostenlosen Gesundheitszentrum der Stadt New York. Unter knapp dreißig Wartenden eine Frau; die anderen Homosexuelle - man erkennt sie nicht an der Schuhgröße. Einige von ihnen erzählen ihre Krankengeschichte.

Peter, 36 Jahre, arbeitsloser Verkäufer, hatte in den letzten zwei Jahren zwölfmal einen Tripper und entwickelt seit gestern eine akute Hepatitis. Jack, Versicherungsangestellter, 25, brachte seine Syphillis bis ins dritte Stadium und sitzt jetzt hier mit dem Verdacht auf Amöbenruhr. George, 29, sagt, wenn er einen Tripper hat und wieder einen einwöchigen Tetracyclinzyklus machen muß, dann geht er abends öfter aus, in die Lederszene oder in die Schwulensauna, weil er dann gegen Infektionen geschützt ist, wie er glaubt.

Es dauert nicht mehr lange, scherzt der behandelnde Arzt, und wir haben hier in New York Super-Treponemen (Treponema pallidurn ist der Erreger der Syphillis) und Hyper-Gonokokken. Der Bangkok-Tripper hat das herannahende Ende der erfolgreichen Antibiotika-Therapie ohnehin längst angekündigt.

Catherine, die freie Journalistin vom europäischen Kontinent, gesteht beim Frühstück: »Zur Lederhose trage ich immer meine schwarze Lederkrawatte. Das sieht geil aus, finde ich.. im 'Anvil' gibt es auch Ledertreffen für Frauen.«

Ihr Bruder, seit vier Jahren in New York, hat eine chronische Hepatitis. Er schwört auf Kokain. Nachdem, was man Catherine so alles erzählt hat, sei in den SM-Clubs mehr möglich, als man sich in der Phantasie ausmalen könne. Gesehen hat sie es aber noch nicht. Ihr Bruder hat jedoch einen »gewissen Überblick«, wie sie das nennt. »Man kann sich hier freier bewegen«, sagt er, »die Amerikaner sind im Umgang mit ihrer Sexualität unkomplizierter als wir Europäer. Sie sind viel direkter. Gerade heraus.«

»Eat, drink, be merry! « schreit die Werbemaske im 13 TV-Canal. »Lassen Sie Ihr Kind auch das Werbeprogramm verfolgen. Es wird ihm helfen, die wahren Werte unseres Lebens zu begreifen und anzunehmen.«

»We are the finest nation of the world«, freut sich kurz darauf Jimmy Carter.

Alles nichts Neues. Und doch. Eine Produktoffensive, -die nichts anderes zum Gegenstand hat als die unmittelbare Verwertung menschlicher Leiber. Propagiert wird die ungehemmte Ausschöpfung körperlicher Energie. Fuck, Fuck, Fuck! Es geht an die Substanz. Endlich. Und endgültig.

Vorbei die lahme Strip-Show mit Schaumwein-Zwang. Geschenkt die Isolationsfolter in der Peep-Show. Zunächst mal hinein in die Buchhandlungen, die Hinterzimmer offerieren, nicht zum schüchternen Durchblättern heißer Magazine, sondern eingerichtet mit Einmannkabinen, durch deren Löcher man endlich hindurchstecken kann, worauf es ankommt. Die kleinen Löcher also für die, denen der Sprung aus der Voyeurskabine in die Folterkammer das Genick brechen würde. Die Privatclubs für jene aber, die uns hemmungslos zeigen können, wie provinziell unser europäischer Sphinktertonus eingestellt ist. Täglich passieren US Care Pakete mit entsprechendem Trainingsgerät die europäischen Zollschranken, uns auf das vorzubereiten, was in Amerika schon langsam von einer Staubschicht überzogen wird. Das »Mineshaft«, Traum katholischer Masochisten aus Lüneburg, scheinbare Inkarnation einer Vorhölle zur Lust, präsentiert sich als verschimmelter Schuppen, zum Platzen gefüllt mit Unzufriedenen, noch im Akt Gelangweilten, die schon alles kennen. Prügeln, Peitschen, Pissen, Scheißen. Faustfick, Fußfick, Kopffick. The Ultimate. Das Äußerste. Und das war's dann auch. Vollgefressen und trotzdem nicht satt geworden. Und müssen jede Nacht wieder hin. Immerzu aufs Neue. Kultivieren im verborgenen »The New Sexually Transmitted Diseases« und müssen mit ihrer Vierzig-Spritzen-Penicillinkur. Abstandszahlungen leisten für die verseuchte Belebung von Phantasien, die ihre Bilder mehr aus Pornovorlagen und Filmen bezieht, denn aus eigener Produktivität. So haben es die Eigen-Arrangements schwer, an die Vielfalt und Originalität der Vielfarbvorlagen heranzukommen. Trotzdem, man glaubt, daß diese Phantasien scheinbar eigenhändig gewachsen sind, womöglich in frühesten Kindheitserlebnissen ihre Wurzeln haben und sich nun in einer freien Gesellschaft endlich ausleben dürfen. Im real existierenden Sozialismus gibt es keine Lederbar. Und we are the finest nation of the world.

Hochkultur. Sexualität plus Bewußtseinserweiterung. Neue Dimensionen des Geschlechtsverkehrs. Kaum anzunehmen, in sozialistischen Planwirtschaften würden Kapazitäten eingeräumt zur prompten Bereitstellung von 250.000.000/p.a. Ampullen Isobutylnitrit, Poppers, der gängigsten Stimulans auf dem US-Sex Markt. Nachschub in jedem Zigarettenladen für sechs Dollar die 0,3 ml Ampulle. Auch hier funktioniert das Spiel zwischen Angebot und geschürter Nachfrage mit der Regelmäßigkeit und Gewalt der Gezeiten.

Nicht ein Auto, zwei Autos. Nicht ein Color-TV, zwei Color-TV. Nicht Sex. *Mehr* Sex. Viel mehr.. Ständig das Gefühl vermittelnd, es gäbe noch ein Mehr. Unentdecktes, Unerforschtes. Brachliegende weiße Flecken im eigenen Triebleben, die es nur aufzuspüren und zu beleben gilt. Wo auf dieser Welt hat man schon die Freiheit, sich selbst so auszuhorchen, der dreckigsten Phantasie offen in die Fratze zu sehen?

Es ist bewundernswert, wie schnell die Befindlichkeitsindustrie in der Leder- und SM-Szene eine Gruppe gefunden hat, deren äußere Merkmale sie einem Käuferkreis als Mode, Musik und Filmproduktionen verkaufen kann. Ein Film wie »Cruising« oder Plattentexte wie der des Österreichers Georg Danzer, »Schwarzes Leder, weiße Haut, Deine Peitsche knallt so laut. Ich bin Dein Sklave, bitte tu mir weh.. usw. « sind Teil einer Kampagne, die in kurzer Zeit aus der sozialen Isolation der SM-Zirkel das Bild einer von allen Fesseln befreiten, hemmungslosen Sexualität gezaubert hat, die es nur zu entdecken gilt. Daß »Cruising« zunächst mal scho«en muß, scheint einkalkuliert. Der Schrecken ist aber nur der des unaufgeklärten Jugendlichen beim ersten Samenerguß. Er hat etwas erlebt, das er nicht kennt. Die Entscheidung zur Wiederholung liegt bei ihm, oder, die im Film angedeuteten sexuellen Verfahrensweisen können von jedem - angeblich - nachvollzogen werden.

Es geht hier nicht darum, für Erwachsene ein Schutzalter zu fordern oder eine modifizierte Verführungshypothese zu konstruieren. Aber Filme wie »Cruising« wollen nicht aufklären oder zu tolerantem Verhalten erziehen. Sie lügen wie gedruckt. Die wohlgeformten Körper und gesunden Gesichter aus diesem Streifen sind ein schreiender Euphemismus, gemessen am Erscheinungsbild der realen Akteure in der Szene.

Solche Darstellungen vermitteln Kitzel. Nervenkitzel bis in die Lenden. Wer zuhause den Sex allenfalls mit Freischwimmerzeugnis übersteht, darf andeutungsweise miterleben, wie man die Kunst der Liebe mit dem Totenkopfschein zur Hochkunst treibt. Das Gefühl, daß über das tägliche Einerlei hinaus mehr möglich ist, wenn man nur will, beruhigt und gibt die Kraft, die der Produktionsprozeß dann wieder herauszieht. Das tierische Sexmonster, das nachts seine Opfer schlägt, warum soll es nicht in jedem stecken?

Catherine, der Journalistin mit dem Tausenddollar-Appartment, genügt allein am Frühstückstisch ein Bericht aus der SM-Szene, und ihre Backen leuchten. Sie ginge nie über die Lederkrawatte hinaus. Diese Leute wissen genau, wo die Grenze ist, wann man die gesellschaftsfähige Zone verläßt.

Überhaupt und gerade in der Szene der Sadomaso-Routiniers: Wer im normalen Leben einigermaßen etabliert sein will, weiß, wo die Grenzen sind. Wann, wie oft, wo und mit wem wer was machen kann und was nicht.

Schuppen wie das »Mineshaft« sind spätestens in ein paar Jahren total tabu in der Szene. Sollten sie dann doch noch weiterbestehen, dann nur als Abfalleimer unserer Kultur, in dem die hängengeblieben sind, die sowieso schon vorher der soziale Kaffeesatz waren. Keine Opfer der SM-Szene, sondern von vornherein Verlierer im Gesellschaftspiel. Das Leben hat man denen längst vorm »Mineshaft« abgenommen.

Konkret-Sexualität 1981, S 70

Rüdiger Lautmann

Sexualität als Strafsache: Über opferlose Delikte

UNSER gutes altes Strafgesetzbuch (StGB) enthält als 13. Abschnitt die »Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung«. Früher, als das StGB noch Reichsstrafgesetzbuch hieß, lautete dieser Abschnitt »Verbrechen und Vergehen gegen die Sittlichkeit«. Das wäre auch heute noch die passende Bezeichnung. Zwar schützen die Verbote der Vergewaltigung und des sexuellen Mißbrauchs einer Amtsstellung das Rechtsgut der Selbstbestimmung. Aber die Vorschriften gegen Homosexualität, sexuelle Handlungen Minderjähriger, Prostitution, Exhibitionismus und Pornografie dienen überwiegend nicht dem Schutz der Freiheit, sondern dem der Moral. Angesichts eines strafrechtlichen Overkill geht es derzeit weniger darum, den Schutz der sexuellen Selbstbestimmung zu erforschen und zu verbessern (Ausnahme: die Situation der Frau). Sexualpolitisch geboten scheint eher, im Namen der Freiheit gegen die Moraldelikte vorzugehen.

In der Kriminalsoziologie werden vier Prinzipien diskutiert, an denen ein Strafgesetz sich messen lassen müßte, wenn es unmoralisches Verhalten kontrollieren will. Erstens: das verbotene Verhalten verursacht einen Schaden für andere. Zweitens: ein Mittel zur Rehabilitation des Täters steht zur Verfügung. Drittens: gesellschaftlich besteht Einigkeit, das fragliche Verhalten zu verbieten. Viertens. die Durchsetzung der Strafvorschrift wirkt abschreckend.

All dies sind Fragen, die sozialwissenschaftlich diskutierbar und beantwortbar sind. Jedoch zeigen Strafjustiz und Jurisprudenz wenig Interesse, solche Untersuchungen in Auftrag zu geben oder selber durchzuführen. Daher mangelt es bislang an seriösen Forschungsergebnissen, das geltende Sexualstrafrecht entweder überzeugend zu begründen oder endgültig aus den Angeln zu heben. Die Diskussionen verbleiben im Bereich emotionaler Appelle und logischer Zirkelschlüsse - wie etwa desjenigen, wonach § 175 die »heterosexuelle Struktur der Gesellschaft« schützen solle.

Konzentrieren wir uns im folgenden auf die reinen Moraldelikte im Bereich der Sexualität, reden also nicht über die zweifellos berechtigten Tatbestände, wo der Geschlechtskontakt unter Ausnutzung oder Einsatz eines Machtgefälles erzwungen wird, etwa mit physischer Macht bei der Vergewaltigung, mit psychischer Kraft bei sexueller Nötigung bei Sexualität mit Abhängigen oder Schutzbefohlenen oder Kranken. Es geraten uns dann einige der zentralen Vorschriften des Sexualstrafrechts ins Visier, die im Blickwinkel der genannten kriminalsoziologischen Standards als Moraldelikte erscheinen. Dabei kann nach dem derzeitigen Stand der Forschung unser Erkenntnisziel nur sein, Fragen zu formulieren, die in eine Forderung nach Neudiskussion der Sexualkriminalität münden.

Prostitution und Pornografie

Bestraft wird nach § 180 a etwa, wer ein Bordell betreibt und die dabei üblichen Organisationsleistungen erbringt, beispielsweise die zeitliche Anwesenheit der Prostituierten regelt, Besucher zuweist, Entgelte zentral kassiert und die Einnahmen verteilt. Danach macht sich auch der Unternehmer eines Bordells selbst dann strafbar, wenn die Frauen in dem Betrieb freiwillig arbeiten und mehr als sonst vor den Gefahren dieses Berufs geschützt werden. Es sind Fälle bekannt geworden, wo selbst ein nach Meinung des Gerichts »exzellent eingerichteter Betrieb«, der nach Verteidigerplädoyer »optimal frei von Gefahren jedweder Art« war, geschlossen und auf Strafe erkannt wurde - weil Prostitution gefördert werde. Die tatsächlichen Gefahren der Straßenprostitution und die davon ausgehenden Belästigungen werden ignoriert. Das Recht versucht gar nicht erst ernsthaft die Prostituierten zu schützen. Die bestehenden Strafvorschriften stützen vielmehr die herrschende, hier auch noch doppelbödige, Sexualmoral.

Wer obszöne Gegenstände per Versandhandel vom Ausland her einführt oder sie in öffentlichen Filmvorführungen gegen Entgelt zeigt, steht nach § 184 StGB unter Strafdrohung. Damit sollen Heranwachsende geschützt werden, darüber hinaus auch die Allgemeinheit vor Überschwemmung mit derartigen Erzeugnissen, und schließlich die Sexualverfassung, die mit Ehe und Familie auf eine Verschmelzung von Eros und Sexus gerichtet sei. Ja - wie weit mag es mit dieser Verschmelzung her sein, wenn sie durch obszöne Bildchen ins Wanken gerät. Und würde das Strafrecht nicht eher etwas zerstören als schützen, wenn es wirklich Sex und Liebe zusammenzwingen wollte?

Stichhaltige Beweise für Schäden aufgrund des Konsums von Pornografie fehlen. Die Pornografie-Kommission des amerikanischen Kongresses gelangte vor zehn Jahren zu dem Resümee: Es läßt sich kein statistisch aussagekräftiger Zusammenhang zwischen der Verwendung von Erotica und Sexualstraftaten feststellen; die Verwendung von Pornografie ist manchmal Teil eines unkonventionellen Lebensstils, aber eher Ausdruck als Ursache davon. Für Dänemark ergab eine sorgfältige Erhebung sogar, daß nach Aufhebung des Pornografieverbots die Zahl der Sexualdelikte zurückgegangen ist. Zwar könnte die Abnahme der Straftaten auch auf anderen Ursachen beruhen, doch widerlegen solche Untersuchungen

manches Vorurteil zur Gefährlichkeit der Pornografie.

Exhibitionismus

Bereits der Text der Strafvorschrift, § 183 StGB, macht stutzig: Frauen sind von der Strafdrohung ausgenommen. Wahrscheinlich hängt das weniger mit einer löblichen Zurückhaltung des Strafgesetzgebers zusammen, sondern ist spiegelbildlicher Ausdruck der Doppelmoral, wonach der Frau nicht ziemt, was der Mann darf, ja soll, nämlich das andere Geschlecht zum Objekt sexuellen Bestrebens zu machen. Die visuelle Verfügbarkeit des weiblichen Körpers wird erhalten, wohingegen der allgemeinen Phantasie von der Pracht des männlichen Körpers ein Test erspart bleibt.

Als Grund für die Bestrafung wird angeführt, das Entblößen des Penis vor überraschten Fremden widerspreche »dem in unseren Kulturkreisen entwickelten Schamgefühl der Allgemeinheit«, es verletze »die meisten damit konfrontierten Einzelpersonen in ihrem sittlichen oder ästhetischen Empfinden«. Wieder begegnet uns hier unverhüllt die Sexualmoral.

Die wenigen Untersuchungen zur Realität des Exhibitionismus sind schon insofern fragwürdig, als sie sich nur auf geringe Zahlen von Fällen stützen, die zudem aus den Akten von Behörden entnommen sind. Selbst bei so ausgelesenem Täterkreis ergibt sich, daß Exhibitionismus das harmloseste aller Sexualdelikte ist und in seinen Auswirkungen für Kinder meist überschätzt wird.

Die jüngste Untersuchung berichtet: In den Akten ist bei zwei Dritteln überhaupt kein Schaden ersichtlich. In einem Fünftel ist eine Wirkung in Gestalt von Belästigung / Beleidigung / Ekelempfindung aktenkundig gemacht. Und bei einem Sechstel der Opfer heißt es schließlich, sie hätten Angst gehabt / einen Schreck

einen »Schock« bekommen.

Nicht in einem einzigen aus 244 Fällen jedoch wurde bekannt, daß das Opfer einen Arzt aufgesucht hätte oder irgendwelche Dauerfolgen eingetreten seien. In dieselbe Richtung deuten die Angaben über die unmittelbaren Reaktionen der mit der Exhibition Konfrontierten: sie gehen einfach weiter, verständigen Passanten oder Begleiter, laufen weg, beschimpfen den Täter, betrachten den Vorgang ruhig oder schlagen auf den Täter ein. Hinweise auf eine Gefahrensituation für die Adressaten der Exhibition ergeben sich daraus nicht.

Um eine aktive Gefährdung geht es dem Exhibitionisten auch offensichtlich gar nicht. Denn seine sexuelle Lust hängt von einer deutlichen Reaktion des Gegenübers, etwa Erschrecken oder Entrüstung, ab. Dagegen löst eine neutrale Objektivität des Betrachters oft den Spannungszustand. Die uns beherrschende Sexualmoral, insbesondere die Tabuisierung genitaler Darstellungen, verhindert indessen, einem exhibierenden Mann gelassen zu begegnen, und verschafft die sein erst die Gelegenheit zur Lust. So erscheint Sexualmoral die psychische Voraussetzung eines Verhaltens, dessen Bestrafung sie dann erst begründet.

Pädophilie

»Sexuelle Handlungen an einer Person unter vierzehn Jahren (Kind)«, § 176 StGB, gelten für Bevölkerung und Behörden immer noch fraglos einer äußerst strengen Bestrafung würdig. Nach meinen Erfahrungen ist es auch außerordentlich schwierig, hierüber überhaupt eine Diskussion zu beginnen. Selbst die aufgeklärtesten Kollegen denken dann an ihre fünfjährigen Kinder und schütteln den Kopf. Dabei geht es überhaupt nicht um die aggressiv-gewaltsame Suche nach Sexualpartnern; die Strafwürdigkeit dessen steht außer Diskussion und ist bereits durch zahlreiche andere Vorschriften über Nötigung, Körperverletzung usw. restlos pönalisiert. Es geht auch nicht um den schrankenlosen Zugang zur Sexualität mit Kindern. Mir geht es um eine Neudiskussion der unerhört weit gefaßten Strafvorschriften: was das Alter anlangt (ohne Unterschied: vierzehn) und was den strafbaren Vorgang betrifft (jegliche »sexuelle Handlung«).

Hergebrachte Stereotype verhindern, den Fall Pädophilie rational zu diskutieren. Man glaubt überwiegend immer noch, der Ältere gehe aggressiv vor, sei regelmäßig ein Fremder mit erheblichem Altersunterschied, die sexuelle Handlung hinterlasse bei dem Kind einen seelischen Schock mit bleibenden Schäden, und Kinder lebten in sittlicher Reinheit und Unschuld. An diesem Stereotyp, stimmt nichts. Immer mehr Menschen unter vierzehn sind sexuell bereits aktiv, oft mit Partnern in einem strafmündigen Alter. Ein Großteil dieser Handlungen sind als normaler Beginn der Sexualaktivität zu deuten und nicht als Mißbrauch von Unerfahrenheit.

Eine Untersuchung strafbarer Sexualkontakte mit 12-13jährigen Kindern ergab, daß die Mehrzahl der Handlungen über längere Zeiträume - und nicht nur einen Tag - gehen, in beiderseitigem Einvernehmen stattfinden - die Bindungen reichen bis zu echten Liebesbeziehungen - und auf sexuell aufgeklärte Kinder treffen. Hingegen bleiben aggressive Annäherungen der Älteren oder Widerstände der Jüngeren selten. Eine andere Analyse nach Gerichtsakten zeigte, daß die Intensität der sexuellen Handlung mit dem Kind oft lediglich leicht ist, etwa in Worten, Zärtlichkeiten, Beschauen und Vorzeigen besteht;

daß der Täter nur in jedem zehnten Fall aggressiv vorgeht; daß das Kind in jedem dritten Fall selbst beteiligt ist, im Sinne von Ambivalenz oder Aktivität, und daß das Alter der betroffenen Kinder in fast jedem zweiten Falle elf Jahre oder mehr beträgt.

Die bisherige Diskussion der Wissenschaft über Verlauf, Kindesreaktion und Dauerfolgen pädophiler Sexualkontakte steckt voller Widersprüche. Ein klares Ergebnis läßt sich daraus einstweilen nicht gewinnen - weder als Argument zur Ungefährlichkeit in jedem Falle, noch als Argument für eine Bestrafung in jedem Falle. Zumindest folgendes läßt sich sagen: Von dem hysterisierenden Stereotyp über die Pädophilie müssen wir uns freimachen, und ein Großteil der bislang kriminalisierten Handlungen von Pädophilie besteht aus Verhaltensweisen, die in großen Bevölkerungsteilen als normale Sexualität gelten und so ausgeübt werden.

Erst die Definition »kriminell«, vorgenommen durch das Strafgesetz, durch die Anzeiger und durch die verfolgenden Instanzen, macht viele jener Handlungen auffällig und problematisch. Die Reaktionen von Eltern und Behörden setzen das Kind kaum abschätzbaren Belastungen aus. Die Eltern sind in ihrer Verantwortung aufgescheucht, die Vernehmungspersonen treten dem Kind mißtrauisch gegenüber, und bei diesem setzen spätestens jetzt Schuldgefühle ein. Die Strafverfolgung verändert die Interpretation der ursprünglichen sexuellen Handlung: den Beteiligten, gerade auch dem Kind, wird die Situation oft in einem ganz anderen Licht erschienen sein, als die strafprozessuale Rekonstruktion sie dann hinstellt.

In vielen Fällen wandeln sich möglicherweise spielerische, teils angenehme, teils belanglose Situationen nun zu heimlichschlimmen Vorgängen. Durch die Deutungen von Bezugs- und Vernehmungspersonen kann dann ein Bild konstruiert werden, das zwar ins herrschende Stereotyp paßt, aber vom realen Tatgeschehen abweicht. Im Licht solcher kriminalsoziologischen Überlegungen harrt das Delikt 'sexueller Mißbrauch von Kindern' seiner Entzauberung.

Verbrechen ohne Opfer

Die bislang diskutierten Strafvorschriften mit ihrer teilweise überaus weiten Fassung repräsentieren Fälle, in denen soziale Moral kriminalisiert wird. Die Pädophilienorm mag hier ein Grenzfall sein, sie fällt jedenfalls zum Teil auch darunter. Als weitere Strafnormen mit sexualmoralischem Hintergrund sind zu nennen: Inzest, Homosexualität, Kuppelei, Verführung und öffentliches Ärgernis durch sexuelle Handlungen.

Die Kriminalsoziologie diskutiert solche Vorschriften als »Straftaten ohne Opfer«. Am Beispiel von Homosexualität, Abtreibung und Drogenkonsum wurde ein spezieller Typ von Strafvorschriften entdeckt, wobei die Beteiligten einvernehmlich handeln und niemand verletzen - allenfalls sich selber. »Straftaten ohne Opfer« zielen immer auf die Absicherung von Moral. Daß es sie überhaupt gibt, wird mit verschiedenen Überlegungen erklärt: aus der christlichen Gedankentradition, aus den Erfordernissen zur Reproduktion der Ware Arbeitskraft, aus der Triebunterdrückung im Dienste der Erzeugung zu beherrschender Persönlichkeiten und aus der Aktivität von Moralunternehmern.

Gesellschaftspolitisch kann man kaum gegenüber der Existenz und der Durchsetzung von Vorschriften zu opferlosen Verbrechen gleichgültig bleiben. Die Bestrafung reiner Moralverstöße schafft diskreditierte Existenzen. Schwerer als die Strafe wiegen hierbei Bedrohungen der beruflichen Existenz und die Selbstaggression bei den Betroffenen. Die »Täter« sind vor allem sekundär verletzbar, gerade bei einem durch Angst so störbaren Vorgang wie Sexualität.

Stigmatisierung treibt die Interessenten verbotener Sexualität in Subkulturen. Hier wird dann die anders nicht auslebbare Sexualorientierung zu einer Hauptsache und erfährt eine ihr eigentlich nicht zukommende Betonung. Die Anonymitätsinteressen der Subkulturbesucher verzerren die«Sexualität nur zu oft in einen unpersönlichen, entseelten Sex.

Manche Subkulturen bilden illegale Märkte aus, auf denen die begehrten, aber verbotenen Leistungen gekauft werden können. Die unnötige Kriminalisierung erhöht die zu entrichtenden Preise und schafft spezielle Einkommenschancen für Unternehmer. Die unmittelbaren Produzenten der auf solchen Märkten gehandelten Sexualität - Dirnen, Strichjungen, pornografische Objekte, Bedienstete - profitieren hingegen kaum vom Geschäft; ihre Einkünfte sind nicht höher, als sie es unter legalen Zuständen wären. Hingegen ist ihre soziale Situation in mancher Hinsicht von latenter Deklassierung bedroht.

Die Instanzen gesellschaftlicher Macht wirken bei alledem unauffällig mit. Die Wissenschaften, beispielsweise erzeugen die theoretischen Konzeptionen, welche den Kriminalnormen den Sinn beschaffen und Proteste unterdrücken sollen. Es entsteht eine Art Industrie für Gutachten und Tagungen, die von den Kriminalisierern der Sexualmoral beauftragt werden. Die resultierenden wissenschaftlichen Bemühungen »beweisen« zwar die fortdauernde Strafwürdigkeit, sind aber doch nur Makulatur. Die Wissensproduktion erreicht, daß über Jahrzehnte hinweg ungewöhnliche Sexualpraktiken als schädlich abqualifiziert werden - und manchmal trifft dies sogar gewöhnliche Praktiken wie die Onanie. Für die Straftaten gegen die

Sexualmoral war seit gut dreihundert Jahren die Psychiatrie im Einsatz, und die bezog von hierher ein Gutteil ihrer Aufträge.

Die Verfolgung von Sexualdelikten, deren Teilnehmer freiwillig und einvernehmlich handeln, steht vor begreiflichen Schwierigkeiten. weil keine unmittelbar Geschädigten eine Beschwerde führen, muß nach den Delinquenten erst gesucht werden. Das besorgt zu einem Teil die Bevölkerung durch private Anzeigen. Die Aktivitäten der Polizei können nur sporadisch sein und sind von den Anweisungen und Interessen einzelner Beamter abhängig. Dabei müssen so fragwürdige Mittel wie Täuschung, Belauschung oder Infiltration angewandt werden. Das Ermessen ist so hoch, daß die Zugriffe an Willkür grenzen. Die Zahl der Verurteilungen steht zur Wahl der tatsächlichen Handlungen in einem solchen Mißverhältnis, daß dies einerseits erfreulich, andererseits aber auch absurd erscheint.

Einige Reaktionen, die ich mir nach einem öffentlichen Vortrag über die opferlosen Sexualdelikte einhandelte: Auf den hämischen Bericht des lokalen Journalisten, immerhin Dr.jur., folgte eine kleine Debatte in der Leserbriefspalte. Was ich wohl unter »Freiheit« und »Sexualmoral« verstünde, fragte Frauke G.; am schockierendsten sei, wie die Unerfahrenheit und Unsicherheit von Kindern unter 14 Jahren ausgenutzt werden solle. Grundschulrektor Siegfried F. fragte, wieviel junge Menschen ich wohl als Hochschullehrer in meine Richtung gelenkt hätte. Frage an den zuständigen Wissenschaftssenator: Wer schützt uns vor solcher Forschung und Lehre, vor den ungeahnten Auswirkungen auf Familie und Gesellschaft? Ingrid L.: Von der opferlosen Straftat geht es zur 'täterlosen' Straftat. So ist es! Mein Uni-Kollege Gerd Winter nahm mich gegen die Angriffe in Schutz. Daraufhin legte Professor Dr.med. Gerd Winter, Direktor der Frauenklinik Bremen-Nord Wert auf die Feststellung, mit dem vorgenannten Gleichnamigen nicht identisch zu sein.

Der Soziologe Egbert Schmidt nahm die Uni-Studenten in Schutz: Sie würden schon nicht eine einzige Professorenmeinung einfach nur nachplappern. Der Grundschulrektor erwiderte, er müsse als Vater und Pädagoge gegen die unmöglichen Ideen und ungeheuerlichen Forderungen Bedenken anmelden. Ihm trat schließlich noch die Bremische Elternzeitung zur Seite: »Wir werden nicht tatenlos zusehen, sondern alles in unserer Macht Stehende unternehmen, damit solche Entgleisungen Theorie bleiben.« Ich vermag nicht zu sagen, ob ich die Anwürfe dieses Ku-Klux-Klans braver Sittlichkeit so einfach abschüttle; das Etwas, das angeblich immer hängenbleibt, fängt manchmal spät zu stinken an.

Seriöser und bundesweit kam die Kritik des Gerichtspsychologen Prof. Friedrich Arntzen daher. Durch sein privates »Institut für 'Gerichtspsychologie«, das in vielen Gerichtsbezirken über die ganze Bundesrepublik eine monopolartige Stellung besitzt, ließ er eine Erklärung zu meinem inzwischen in einer verbreiteten juristischen Fachzeitschrift erschienenen Artikel abgeben. Der Text dieser Mitteilung wurde mir, kopiert aus dem beim Bremer Generalstaatsanwalt eingegangenen Exemplar, anonym zugesandt. Einem Satz von mir, wonach in vielen Fällen Kinder durch Pädophilie nicht geschädigt zu werden scheinen, werden warnend Erfahrungen aus Strafprozessen entgegengestellt, wo das Institut die Glaubwürdigkeit von Kinderaussagen über Sexualdelikte zu beurteilen hatte.

Arntzen meint, daß er und seine Mitarbeiter »besonders günstige Möglichkeiten hatten, die Wirkungen solcher Handlungen zu erkunden«. Denn: »Zu unbefangenen Äußerungen die auf etwaige Schäden hinweisen, können Kinder im allgemeinen nur in einem psychologischen Explorationsgespräch gebracht werden ... « Aus einer Formulierung wie »zu unbefangenen Äußerungen - gebracht werden« blickt uns der blauäugige Behaviorismus einer Fabrik. psychologischer Gutachten an. Der Realitätsgehalt einer am Fließband rekonstruierten Wirklichkeit steht denn auch gar nicht erst in Frage.

Die Instituts-Psychologen wissen das natürlich, aber beim Kampf ums Geschäft zählt, wie in der Werbung, nicht die Wahrheit, sondern der Gag. Möglicherweise unterstelle ich hierbei die Schliche eines geschickten Marketing, wo in Wirklichkeit nur die deformation professionelle von Psychologen mit Erfahrungen »aus mehreren tausend Explorationsgesprächen« den Blick für soziologische Zusammenhänge verstellt. Aus der richtigen Tatsache, daß sexuelle Handlungen Erwachsener mit Kindern in den meisten Fällen (?) keineswegs dem erotischen oder sexuellen Entwicklungsstand der Kinder entsprechen, wird übergangslos gefolgert: »Die Kinder reagieren deshalb auf solche Handlungen in weit überwiegender Zahl mit starkem Ekelgefühl« - obgleich als unmittelbare Konsequenz wahrscheinlicher zu erwarten wäre, daß die Kinder den erotischen oder sexuellen Sinn der Handlungen nicht durchschauen und deshalb teilnahmslos bleiben.

Ekel ist gelernte Reaktion, ist eine Konsequenz erworbener ästhetisch-moralischer Standards. Noch an einer anderen zentralen Stelle verkennt Arntzen die gesellschaftliche Dimension in den Antworten der explorierten Kinder. im Zusammenhang mit Sexualdelinquenten komme es bei zahlreichen Kindern auch zu Schuldgefühlen und Skrupeln, die lange anhalten können. Auch dies - muß es noch gesagt werden - sind zivilisatorische Reaktionen. Hinter dem kindlichen Gewissen stehen als physisch präsente Instanz die Eltern. Aus soziologischer Naivität nehmen unsere Instituts-Psychologen alles Vorgefundene für Natur, und der Sünder ist dann, gut positivistisch, der angeklagte Sexualdelinquent.

Wie anders läßt sich verstehen, daß das Institut auch die folgende »Schädigung« ausschließlich dem »Täter« zuordnet: »Manche Kinder, die sich ihren Eltern nicht anvertrauen, leben lange in der Angst, daß ihre Erlebnisse bekannt werden und

unangenehme Folgen nach sich ziehen. Die Kinder müssen somit unverarbeitete Erlebnisse lange Zeit in sich »hineinfressen«, ohne eine Aussprachemöglichkeit zu haben. Die Geheimhaltung vor den Eltern, zu der sich Kinder bei wiederholten Sexualhandlungen meist genötigt sehen, und die damit oft verbundenen Lügen diesen gegenüber, entfremden sie innerlich nicht selten von ihren Eltern. «

Gewiß haben Kinder ein Recht darauf, vor der Verstrickung in solche Schuldgefühle geschützt zu werden - denn sie bilden allemal das schwächste und schützenswerteste Glied in der Kette Gesellschaft-Eltern-Kind-Pädophiler. Doch in das Netz einer umfassenden Prävention vor den Schäden verfrühter sexueller Zumutungen wären auch die Gesellschaft und die Eltern einzubinden; die Beschränkung der Kriminalpolitik auf die oft zwanghaften Delinquenten bringt den betroffenen Kindern wenig, verstärkt nur deren Isolation und Selbst-Stigmatisierung.

Das Echo auf die Thesen zu den »opferlosen Sexualdelikten« vermittelt einen Vorgeschmack davon, was an offiziellen Reaktionen aufgetischt werden wird, sobald die Thesen in kriminalpolitische Forderungen umgemünzt werden. Nach der Bundestagswahl 1980 gab es einen Aufgalopp zum § 175. Die Exponenten der führenden Regierungspartei schwangen dagegen die Peitsche des Jugendschutzes, verknotet mit allerlei Mythen zur Entwicklung sexueller Motiviation: Im Schutzraum einer harmonischen Jugendwelt entwickele sich die Normalität - die doch in Wahrheit ein Phänomen ist, ebenso wie die Konfliktfreiheit ein (schlechter) Traum und die selbsttätige Herausbildung von Normalität nur eine Variante abgelegter Instinktlehren ist.

Und doch konnte mit diesen alltagstheoretischen Versatzstücken und mit patriarchalischer Beschützerpose der liberale Versuch vereitelt werden, ein Stück opferloser Kriminalität zu beseitigen. Der Kampf um Aufklärung und Entkriminalisierung geht weiter.

Konkret-Sexualität 1981, S 74

Winfried Thomsen

Duty Free Pop

Sie reißen eine Marktlücke nach der andern auf, um sie prompt zu penetrieren. Bei ABBA wird nicht vertont, sondern verpeept.

AGNETHA und Björn sind geschieden, haben dafür aber zwei Kinder, während Benny und Anni-Frid verheiratet sind, und das miteinander. Alle viere laufen für den Stall des Stig Anderson, der aus dem Jahre 1931 stammt. Björn ist Jahrgang 1945, Benny ist Baujahr 1946, von Agnetha aber dürfen wir lediglich wissen, daß sie am 5. April Geburtstag hat, und. Anni-Frid, genannt Frida, ist anscheinend gar nicht geboren, hat aber als Zehnjährige zu singen angefangen - wenn wir der Pressemappe glauben wollen. Als Nachfahren der Feudalklasse haben wir Verständnis dafür, daß auf der Speisekarte die Preise nicht genannt werden; dem selbstverständlich demokratisch gesonnenen Publikum müssen wir aber verraten, unsere Frida verdanken wir dem Jahre 1945, während die Welt mit Agnetha erst 1950 beglückt wurde.

Der ganze Haufen nennt sich ABBA und ist ein Konzern, der seine Finger im Öl- und Immobiliengeschäft hat und -jetzt kommt wieder die Pressemappe - eine »Fabrik« für Hits betreibt, die »manchmal so perfekt klingen, als seien sie am Reißbrett entstanden«, an denen die Produzenten »mit ungeheurer Präzision und Ausdauer arbeiten«, und das in einer »Atmosphäre«, die - dank der Scheidung von A + B - »noch nie so easy, locker, gelöst und angenehm wie jetzt« war, zumal die Firma »in vielen Ländern bekannt« geworden ist, wobei sich ihr Manager als Trendsetter und ABBA als Markenzeichen bewährt haben und auf keinen Fall eine Eintagsfliege sein möchten, nichts dem Zufall überlassen, durch die sich die Teilhaber kennengelernt haben wollen, die uns auch einreden möchten, sie seien »profilierte Künstler«.

Dem können wir zustimmen, wenn wir den Kunsthonig für einen hohen Ausdruck bildender Kunst halten wollen. Gleichwohl, profiliert haben sie sich, und das in der Tat nicht durch Zufall. Vielmehr machten sie - wie im Geschäftsleben üblich - potentielle Kunden an und rissen eine Marktlücke auf, um sie prompt zu penetrieren. Sie boten sich dabei feil wie die gewöhnlichen Anreger öffentlichen Kaufbedürfnisses, das die Leute auf den Konsumtripper schickt - und doch anders.

Auf dem freien, freien Markt des Showgeschäfts sind gebräuchlicherweise Eintagsfliegen im Sortiment. Mit dem Cover fängt es an. Da wird nichts mehr vertont, nur noch verpeept. Hapert es mit der Musik, werden auf der Plattenhülle ein paar Stilettos und, Spaghettis serviert, die fehlende Stimme ersetzt der Straps. Zwei, drei, vier ahnungslose, aber blondhaarige. oder schwarz-häutige Frauen werden zu »Baccara«, »Snoopy«, »Luv« und meinetwegen auch Lee umgeschminkt und dressiert, bei Vortäuschung tendenziellen Keuchhustens ihre Lippenbewegungen mit dem Playback zu synchronisieren, sowie die Beine bei zunehmender Entblößung zu schwenken.

Der Streit, ob sie nun nicht singen oder nicht tanzen können, ist müßig. Die Unfähigkeit zu beidem ist Bedingung. Diese »Gruppen« mit der anmutigen Leblosigkeit von Barbie-Puppen verbreiten die Erotik falscher Gebisse und den Charme von Plastikblumen, so daß ihre volle Reizlosigkeit Steegerschen Ausmaßes auch von braven Muttis akzeptiert werden kann. Und der Papi wichst dazu. Solange, bis sich als allgemeine Erkenntnis durchsetzt: Die Fliege hat ihren Tag gehabt. Es ist wie bei der internationalen Fickeria: Niemals zweimal mit dem- / derselben vögeln. Man bekommt immer nur Appetit auf eine andere Speise.

Warum nicht so bei ABBA? Dieses Quartett setzte sich als Markenzeichen durch. Die damalige United Fruit Company schaffte es 1967 mit einer großen Kampagne, aus dem ohnehin kümmerlichen bundesdeutschen Sprachschatz das Wort Banane zu streichen und durch »Chiquita« zu ersetzen, was zwölf Jahre später ein Hit unseres schwedischen Konzerns wurde, der die staunende Weltöffentlichkeit auch dazu bewegte, die Schlacht von Waterloo für ein Open-Air-Festival zu halten. Das nennen wir Aufklärung: Ich wünschte, es wäre Nacht *und* die ABBA kämen.

Ihnen verdanken wir auch, - sind wir versucht zu sagen -, daß das Wort Mist in Vergessenheit geriet, welcher Vorgang nunmehr mit ihren vier Buchstaben bezeichnet wird. Doch das wäre wirklich zu hart, und unser Verleger - dessen sattsam bekannte Neigung zu Agnetha wir nicht vergessen wollen - würde dem auch heftig widersprechen.

Genau wie OMO nicht irgendeine Kernseife ist, geriet dieses ABBA jedenfalls zum Produkt, das - scheinbar verbessert - immer wieder viel gekauft wird, wie ein notorischer Verkäufer sagen würde. Was heißt hier Treue? Die kauflüsterne Menschheit greift zwar gern zum namhaften Artikel, will aber keine Ladenhüter und nimmt schon gar nicht »die von gestern« (aus der Krawattenwerbung). ABBA ist mithin eine Serie von Eintagsfliegen, die alle zusammen ein langes Leben haben.

Denn sie kommen in immer wieder neuer Verpackung daher, hängen sich an jeden Geschmacks-Trend, wenn sie ihn nicht gleich selbst setten: Ist der Walla-Walla-Look angesagt, dann treten A + B + B + A im Walla-Walla auf, und wenn sie glitzern, dann ist der Glitzerlook in. Wer zöge nicht des Kaisers neue Kleider über, würde die Mode gerade von dieser Uhse geküßt? Was nebenbei auch der Ökonomie entgegenkommt - und so schafft sich der Konsummensch nach ihrem Bilde. Die Göttinnen Agnetha und Frida werden Muster, freilich ohne Wert.

Denn damit niemand auf dumme Gedanken kommt, sind die beiden zwischendurch auch ganz doll anständig. Agnetha behauptet, sie sei »eine richtige Mami«: »Meine Kinder verwöhne ich« (das fehlte denen nämlich gerade noch), und Frida meldet, an ihren freien Tagen verzichte sie aufs Kochen und den ganzen Haushalt, womit sie uns erzählen will, daß sie sich an den anderen Tagen neben der Arbeit dem auch noch hingibt. Easy und locker.

Das geht der Menge ans Gemüt. Und siehe da, Musik soll ja irgendetwas mit Gefühlen zu tun haben, die im »ABBA-Konzern« dann auch richtig vom Band laufen: Stimmungen werden industriell gefertigt, um bei den Abnehmern hervorgerufen zu werden. Wir wissen ja schon von ABBAs Imagepflegern, wie deren Hits entstehen: spontan geplant und kalkuliert. Das Ganze soll dann Leidenschaft übertragen, die sich in Bewegung umsetzt - früher banal auch Tanz genannt - und jedenfalls bei ABBA auf der Bühne als Übereinstimmung erscheint: Eine maschinell inszenierte Scheinharmonie.

Nun haben wir im Kopf, daß Tanz seinen Ursprung im Liebeswerben hat und die in Rhythmus umgesetzte Einladung ist. Die Hüftstöße von ABBA bestätigen es. Aber Einladungen an wen?. Probiert da irgendjemand Bewegungsharmonie mit einem anderen? Jeder einzelne »tanzt« da für sich nach einem Wichs-Rhythmus aus der Masturbie, was uns der Hypothese näherbringt, heutzutage sei der Beischlaf eine Form der Selbstbefriedigung. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

Hatten wir ihn vorhin schon bei den Bemerkungen zu Cover-Erotik am Wickel (oder auch am Zwickel), den bösen Voyeurismus, der Vereinigung durch Betrachtung ersetzt, was uns eine Mode beschert, bei der gern der Körper nach außen getragen wird, so erfahren wir jetzt, zu welchem Behufe dies ist.

Also spricht der Wissenschaftler: »Die Transformierung der sexuellen Neigungen vom eigenen auf einen anderen Körper ist Teil des Reifungsprozesses des Menschen. « In unserem Lande der mündigen Bürger aber nehmen sich nur wenige die Chance, erwachsen zu werden. Ernest Bornemann befürchtet, »daß soviele junge Menschen nach ihren befriedigenden Erfahrungen mit sich selber von ihrem Partner eine Perfektion erwarten, die der andere unmöglich bringen kann... Resultat der Ungeduld: zerbrochene, kurzlebige Beziehungen.« Eintagsfliegen. Hatten wir das nicht schon mal?

So pfeifen uns die Musikanten im dunklen Wald der Zukunftsängste Mut zu und stellen aggressives Selbstbewußtsein zur Schau. Kein Problem bleibt unangesprochen. Wenn unser Freund und Helfer Maffay versichert: »Und ich zahl irgendwann, so gut ich kann, die Schulden, die ich hab, zurück«, dann freuen sich über das Auge-um-Auge-Prinzip nicht nur die Sparkassen. Gefragt nach seinen Verkaufserwartungen sagt er übrigens: »Da halte ich lieber den Mund«, worum ich ohnehin grundsätzlich gebeten haben möchte, auch wenn ihn das an der Erfüllung seiner oralen Bedürfnisse hindert.

Jedoch, für diese Sachen, die ihm »aus dem Bauch oder noch ein bißchen tiefer« kommen, gibt es einen internationalen Markt und die Maffayosi aller Länder, denen er große Freude verkündet: »Ich steh ganz einfach darauf, daß man als Mensch gewisse Empfindungen hat und daß man diese Empfindungen klar und deutlich erkennt und darüber sprechen kann.« Mit anderen Worten: er bringt Sprüche, die ebenso unverbindlich sind wie die dazu dekorierte Musik: Duty Free Pop.

Über alledem haben wir ABBA doch glatt vergessen. Kann man aber auch.

PS. Damit das aber nicht geschieht, bringen sich unsere Freunde - kaum haben wir diesen Text gesetzt - mit einem neuen PR-Gag in Erinnerung: Auch Benny und Frida wollen auseinandergehen. Traurig, aber easy.

Konkret-Sexualität 1981, S 76

Karl Pawek

Der Fernseh-Koitus Interruptus

Die Fernseh-Herren und ihre »saubere« Leinwand: Schlüpfrigkeiten statt Sexualität, Frauen sind Objekte, Onanie gibt's nicht, anschwellen tut nur die Musik.

SEIT 1961, als Fritz Kortner mit 'Lysistrata' erstmals Sexualität als Thema in die außerbayerischen Fernsehstuben brachte, scheint sich einiges geändert zu haben. Nackte Brüste, Schamhaare und gelegentlich sogar ein in erbarmungsvolles Dunkel getauchter müder Schwanz wurden gewöhnlich auf dem Bildschirm. Springers »Welt am Sonntag« kommt es gar vor freudiger Entrüstung: »Kopulierende Paare gehören fast schon zum TV-Programm wie der Frühschoppen ...Von der heutigen Lage bis zur staatlichen Subventionierung für Porno-Programme scheint's überschaubar weit.« Der sich (unter dem für einen Springer-Autor verfänglichen Titel »Verlust der Scham - erstes Zeichen für Schwachsinn«) so erregte, übersah freilich, daß nicht Sexualität, sondern Geilheit fernsehüblich wurde.

Noch immer machen Männer über 80 Prozent aller Programme, noch immer erscheinen Männer doppelt so häufig auf dem Bildschirm wie Frauen. Diese Männer haben, und darin liegt die einzige Veränderung gegenüber 1961, ihre Vorstellung von weiblicher Emanzipation wenn schon nicht privat, so doch öffentlich-rechtlich realisiert. Die Fernsehfrau heute: statt Muttchen Sexobjekt. Eine amerikanische Programmanalyse wies nach> daß die Fernsehfrau der späten siebziger Jahre häufiger küßt als Männer, häufiger emotionale Berührungen »schenkt« als Männer, häufiger verführt. Ihre sexuelle Emanzipation vollzog sich damit in den Grenzen von Männerträumen. Die moderne Fernsehfrau ist sexy, anpassungsfähig und jederzeit bereit, ohne zu fordern. Als Gespielin des Mannes durfte sie ihre duldsame Passivität überwinden zwecks Stimulation.

Dies gilt nicht nur für die Fernsehwerbung (im Gegensatz zum Gesamtprogramm treten in bundesdeutschen Werbespots doppelt so viele Frauen auf wie Männer, und dies innerhalb der täglich zwanzig Werbeminuten viermal so häufig nackt wie im gesamten Tagesprogramm), sondern auch für Shows, Fernsehspiele, Features. Nackte knackig-knospenfrische Frauenbrüste haben dabei ausschließlich funktionale Bedeutung: Sie sollen Akzeptanz erzeugen, sei es der angepriesenen Ware, sei es der Sendung, die selber nur Ware ist, deren Wert sich in Einschaltzahlen (also der Zuschauerbeteiligung) manifestiert. Das öffentlich-rechtliche Fernsehen nutzt im Vorzeigen von Nacktheit - wie jede andere Werbeagentur auch - die sexuellen Defizite vieler Menschen für eine Produktbindung.

Ingrid Steegers blanker Busen samt Ding-Dong (eine am Körper der Frau angeschlossene Klingelanlage, die für alle vernehmbar sexuelle Bereitschaft signalisiert) beweist somit auch hundertfach vervielfältigt keine veränderte Einstellung zur Sexualität im Fernsehen. Nacktheit allein, jeder FKK-Verein ist dafür ein anschauliches Beispiel, macht nicht frei. Sexualität blieb tabu auf bundesdeutschen Bildschirmen. So ist es undenkbar, daß im Deutschen Fernsehen lustvoll gevögelt wird, daß ein Penis geschmückt ein Arsch geküßt, eine Vagina liebkost werden darf. Ist aber ein Hinweis auf Sexualität einmal dramaturgisch unumgänglich, gibt es zwei alterprobte Möglichkeiten, das Tabu zu wahren- Die Strafe und die Verleugnung.

In der US-Serie »Die Waltons« antwortet der Vater auf die Frage seiner Tochter, woher sie komme: »Du warst hinter einem Lächeln deiner Mutter versteckt. « Derart biedermännische Erklärungen sexueller Vorgänge bilden den Grundtenor von Fernsehaufklärung. Während einer einstündigen Diskussionssendung zum Thema »Sexualität in der Ehe« (Januar 8 1) gelang es den neun Gesprächspartnern, den Begriff »Orgasmus« völlig, das Wort »Geschlechtsverkehr« bis auf eine hüstelnde Ausnahme zu vermeiden. Liebe, Freude, Sinnerfüllung waren da noch die konkretesten Bezeichnungen sexueller Praktiken, Wünsche, Phantasien.

Dieser verbalen Berührungsangst entspricht die visuelle Verleugnung von Sexualität. Für gewöhnlich erlebt der Fernsehzuschauer Sexualität auf dem Bildschirm als ein Davor und Danach, bei dem Maskenbildner und Friseusen die eigentlichen Hauptrollen spielen. Nach jedem angedeuteten, durch Überblendung, Kameraschwenk oder Schnitt verkürzten Akt sehen die Damen und Herren Liebenden aus, als hätten sie es telepathisch getrieben. Akkurat sitzt der Scheitel, locker fällt das Haar, blütenweiß bleibt das Laken. Signalisierte das Vorspiel, das Entkleiden, die erste Zärtlichkeit noch Lust, erinnert nach dem Schnitt nichts mehr an Geschlechtlichkeit. Der kranke Traum vom unbefleckten Sex, der Triumph -der Ästhetik über den Trieb, des Kopfes über das Geschlecht - auf dem Bildschirm scheint er Wirklichkeit.

In höchster Vollendung beherrschen den Fernsehkoitus interruptus die Herren vom ZDF. Großmeister Griesmayer zum Beispiel läßt in Fernsehspielen gerne dann, wenn sich zwei - ausnahmslos heterosexuelle - Wesen zur drehbuchlogischen Vereinigung anschicken, zwar kein Glied, dafür aber die Musik anschwellen. Und die Kamera schwenkt auf das bewegte Meer (respektive auf eine Wiese, ein Ährenfeld, Baumwipfel), wo sich Wellen kräuseln von Lust gepeitscht. Durch solche Tricks fühlte ich mich schon als 14jähriger verarscht in Vorstadtkinos, wo wir, die Aufklärung suchten, Schnittechniken lernten. Der sexuelle Akt wird vom Schauplatz in den Kopf des Zuschauers verlagert, dem so die einzig mögliche, die

voyeuristische Befriedigung genommen wird. Alleingelassen mit seiner aufgereizten Geilheit suggeriert ihm die Ästhetisierung von Sexualität in der folgenden Szene auch noch Abnormität im eigenen Sexualverhalten: Zügellosigkeit.

Zwar kenne ich keine entsprechende Untersuchung, ich vermute aber, daß ein solcher Fernsehkoitus interruptus im Gegensatz zur pornografischen Darstellung aggressionsfördernd auf die Zuschauer wirkt. Nun kann im bundesdeutschen Fernsehen Sexualität durchaus bis zur strafrechtlichen Grenze (Eindringen des Gliedes in jedwede Öffnung) angedeutet oder dargestellt werden. Hin und wieder ist dies sogar in anstaltseigenen Produktionen der Fall, freilich unter der Voraussetzung, daß im Handlungsablauf die Strafe unmittelbar folgt. Positiv erlebte Sexualität nämlich darf laut Programmrichtlinien nur in der ehelichen Gemeinschaft stattfinden; dieses zu gestalten fehlt es den Herren Programmachern offensichtlich an Phantasie. Also legitimieren sie das Vorzeigen sexueller Praktiken durch die Darstellung derer zerstörerischen Wirkung.

Vor allem in Fernsehkrimis ist verbotene Sexualität ein häufiges Tatmotiv, führt außerehelicher Sex zum Tod. So scheint der schon unter den Nazis erfolgreiche Herbert Reinecker seine sexuellen Schuldphantasien in jährlich dreizehn Derrick-Folgen abzureagieren. Ob es ein Call-Girl, einen treulosen Ehemann oder eine Studentin trifft, wer das sechste Gebot bei Reinecker mißachtet, muß sterben. Der Drehbuchautor beschränkt sich dabei nicht auf seine Rolle als Rächer, er propagiert gleichzeitig seine Spießermoral. Denn das Call-Girl kam von der Kunsthochschule (leichtfertig = Opfer), die Studentin zeigt Klassenbewußtsein und läßt sich vor dem Verhör gar den Dienstausweis des Kommissars zeigen (emanzipiert = Täter). Das mag sich in seiner Simplizität lächerlich anhören und ist doch bewußtseinsbildend.

Abgesehen von gelegentlich spätabends ausgestrahlten, nicht vom Fernsehen produzierten Spiel- und Dokumentarfilmen (zum Beispiel über die Sexualität Behinderter; letztlich für die meisten Zuschauer wieder ein »exotisches« Thema), beschränkt sich die Darstellung von Sexualität im Fernsehen auf ihre Nutzung als Ware, auf ihre aufgeilende Andeutung und moralische, angsterzeugende Verdammung. Versucht ein(e) Filmemacher(in), sich über diese sexuellen Fernsehnormen hinwegzusetzen und Sexualität als Ausdruck menschlichen Handelns darzustellen, wird er/sie spätestens bei der Abnahme des Films mit der repressiven Sexualmoral der Anstaltsoberen konfrontiert.

Die wahrscheinlich am häufigsten praktizierte Form menschlicher Sexualität, die Selbstbefriedigung, unterliegt dabei dem stärksten Tabu. In dem ZDF-Fernsehfilm »Laufen lernen« sollte laut Drehbuch der Ehemann onanieren. Jutta Brückner, Regie, schildert die Szene: »Reni und Walter sitzen jetzt beide auf der Couch. Er versucht, sich mit ihr zu versöhnen, sie ist auch gar nicht dagegen, er will das aber gleich ins Bett rein verlängern. Er versucht's mit Gewalt - nicht direkt mit Gewalt -, aber er versteht ihr Sträuben auch nicht, sie wehrt sich dagegen, er nötigt sie fast ein bißchen, weil er denkt, sie kann sich ja nur verweigern, wenn sie einen anderen hat. Etwas anderes kann er sich gar nicht vorstellen. Irgendwann befreit sie sich von ihm und sagt: 'Männer interessieren mich im Moment überhaupt nicht, weder du noch ein anderer.'

Schnitt: Du siehst ihn im Schlafzimmer. Er liegt auf dem Bett und schluchzt. Er hat das Kissen über'm Kopf, schiebt das Kissen zurück und fährt langsam mit der Hand runter in die Hose und beginnt zu onanieren. Er dreht sich dabei noch zur Seite, zur Kamera hin. Was ich zeigen wollte, ist, daß Onanieren einem sexuellen Bedürfnis entspricht, dann aber zu einem Akt gegen die Frau und gleichzeitig zu einem auto-aggressiven Akt wird. Er geht nicht mehr lustvoll, sondern zerstörerisch mit sich um. Das führt natürlich auch zum Versagen. Es kumuliert sich also so Verschiedenes während dieses Onanierens. Zum Schluß ist Walter noch verzweifelter als vorher: Er liegt auf der Seite, zusammengekrümmt wie ein Embryo, und schluchzt. «

Nichts an dieser Szene ist unglaubwürdig, aufgeilend oder irgendein sittliches Empfinden verletzend, im Gegenteil: Sie weckt im Zuschauer Betroffenheit, Trauer über die Kaputtheit menschlicher Beziehungen. Jutta Brückner hatte diese Szene bewußt behutsam inszeniert und so ausgeleuchtet, daß der Penis des Mannes kaum zu sehen war. Mit der Begründung, für den Film sei eine Sendezeit vor 21.00 Uhr vorgesehen, verfügte der Programmdirektor des ZDF den Herausschnitt der Szene. Um ca. eine Minute gekürzt wurde der Film schließlich gesendet - um 21.20 Uhr.

Der Hinweis auf die frühe Sendezeit erwies sich als Vorwand. Tatsächlich darf Masturbation im Fernsehen gezeigt werden, wenn es Frauen sind, die sich befriedigen (Bergman-Filme, Peepshows). Diese Differenzierung mag auch anatomische Gründe haben, letztlich aber beruht sie auf Männerphantasien. Ob eine Frau nun masturbiert oder »genommen« wird, in beiden Fällen bietet sich ihr Körper als Objekt dar. Die Selbstbefriedigung von Frauen ist daher auch Bestandteil fast jeden Pornofilms, die Onanie des Mannes hingegen in solchen Filmen unvorstellbar. Denn der onanierende Mann befleckt seinen sexuellen Mythos, er entmännlicht sich.

Vergleichszahlen einer amerikanischen Untersuchung bestätigen die Rangordnung der Fernsehtabus. Im Verlauf einer Programmwoche (Oktober 1977) fanden sich bei den drei networks Hinweise irgendwelcher Art (pro Stunde) auf:

Prostitution 0, 3

Homosexualität 0. 2

Voyeurismus 0.17

Inzest 0.02

Exhibitionismus 0.02

Masturbation 0.0

Ehrliche Darstellungen menschlicher - und das heißt fast immer auch: gestörter - Sexualität, ungeschönt und ohne Show-Wert, haben im Fernsehen, im kommerziellen wie öffentlich-rechtlichen, keinen Platz.

Rainer Werner Fassbinder, der sich um seine pseudolinken Kritiker genausowenig scherte wie um die Sehgewohnheiten des Fernsehpublikums, hat sich in »Berlin Alexanderplatz« souverän über die kleinbürgerlichen Beschönigungswünsche seiner Auftraggeber hinweggesetzt. Verblüfft und unangenehm berührt mußten sie feststellen, daß er Döblins Beschreibung einer ganz und gar unästhetischen, da triebhaften, ungebändigten, brutal-zärtlichen und somit auch ehrlichen Sexualität authentisch inszeniert hat. Daher - und nicht wegen der aus dem Mund von Programmdirektoren lächerlich klingenden Begründung: Gewalt - durfte »Berlin Alexanderplatz« nicht um 20.15 Uhr, sondern erst im Nachtprogramm gesendet werden.

Sexualität gehört zu den wichtigsten Dingen im Leben eines Menschen. Dafür, daß sie auch zu den schönsten Erlebnissen zählt, könnte das Fernsehen viel beitragen durch den Abbau von Heuchelei, Verdrängung, institutionalisierter Scham. Dazu bedarf es keiner forcierten Sexdarstellungen in Aufklärungssendungen, keiner Programmnischen für Interessierte. Sexualität als Bestandteil des täglichen Lebens müßte in einem Medium, dessen Aufgabe es doch auch ist, Wirklichkeit abzubilden, nur zum selbstverständlichen Bestandteil des Programms werden. Und jeder Protest dagegen unterstreicht die Notwendigkeit dieser Forderung.

Doch statt Sexualität offerieren ARD und ZDF Schlüpfrigkeiten á la »Playboy«, Ammenmärchen für geile Böcke, erzeugen sie Schwüle, suggerieren sie Schuld. Damit verstärken sie bei den Zuschauern jene Hemmung, Angst, die sie zu liebesunfähigen Sexkrüppeln macht. Wirklichkeit wird von vielen Menschen nicht mehr direkt, nur vermittelt durch die Medien erfahren. Das Fernsehen, prägt Erwartungshaltungen, Vorstellungen, Verhaltensweisen von zig Millionen Menschen in der BRD, deren soziale Kontakte sich auf ein unvorstellbares Minimum reduziert haben. Diese Funktion des Mediums macht ein so beiläufiges Thema wie »Sex im Fernsehen« erst wichtig, läßt die Auswirkungen der repressiven TV-Moral ahnen.

Die Fernsehanstalten begründen ihre »Zurückhaltung« in der Darstellung von Sexualität gerne mit »Rücksichtnahme« auf die Zuschauer. Abgesehen davon, daß ein solches Diktat der verklemmtesten, reaktionärsten, am meisten dumm gehaltenen Zuschauer unerträglich wäre, halte ich das Argument für falsch und vorgeschoben. Denn die häufigste Präsentation weiblicher Nacktheit bis hin zu Michael Pfleghars Alt-Herren-Sex-Phantasien vom Ding-Dong für Erblindete und Taube zeigen, daß nicht so sehr Prüderie, sondern Männerphantasien die Darstellungsformen von Sexualität im Fernsehen bestimmen.

Zwar ist innerhalb autoritär strukturierter Gesellschaften eine freie Sexualität nicht möglich (und das macht den Wunsch nach einer vergnüglichen, satten Vögelei im Abendprogramm naiv), aber ein menschenwürdigerer Umgang mit Sexualität im Fernsehen sollte dennoch realisierbar sein. *Eine* Voraussetzung dafür scheint mir ein größerer Anteil von Frauen unter den Programmachern und -verantwortlichen.

Konkret-Sexualität 1981, S 80

Susanne von Paczensky

Mami, wie sprechen die □ ber Dich?

An ihrer Sprache erkennt man sie: Die Pastoren, □ rzte, Journalisten, Politiker, die unverdrossen den □ 218 bek□ mpfen.

VOR einigen Wochen habe ich im Fernsehen mit einem katholischen Prälaten über die Frage diskutiert, ob Abtreibung Mord sei. Er war dafür. Ich war dagegen; und bei den etwa 300 Zuschauern, die sich zu dieser Frage telefonisch äußerten, waren die Ansichten ebenfalls gleichmäßig verteilt zwischen solchen, die das ungeborene Leben für das allerhöchste Gut halten und anderen, die die freie Entscheidung der Frau respektieren wollen. Dabei fiel mir auf: die erschreckende Sprache des Hasses, die Menschenverachtung, die bei den Lebensrettern, den Verteidigern des keimenden Kindes nicht selten war.

»Frau von Paczensky ist ein Tier, gehört erschossen!« läßt ein vierzigjähriger Mann mit vier Kindern ausrichten. »Fragen Sie die Dame, ob sie KZ-Aufseherin war oder ob sie es werden will! « meint eine fünfzigjährige Witwe, und eine andere, die sich als ledige Studienrätin vorstellt, läßt mir sagen: »Es ist schade, daß Ihre Mutter nicht abgetrieben hat, dann müßten wir Sie jetzt nicht am Bildschirm sehen.«

Ich wollte eine sachliche Dokumentation über das Menschen- und besonders das Frauenbild der Abtreibungsgegner zusammenstellen. Aber es fällt mir schwer, sachlich zu bleiben. Ich bin persönlich betroffen. - Vor zehn Jahren bekannten 374 Frauen im »Stern«: »Wir haben abgetrieben! « Ich war dabei. Eine Woche später, am 31. Juli 1971 erschien in der »Welt am Sonntag« ein Artikel von Hans Habe. Titel: »falsche Märtyrerinnen«. Er schrieb:

»Jeder weiß, welche ekelerregenden Vorstellungen sich mit dem Akt der Abtreibung verbinden. Offenbar sind die Damen samt und sonders Verfechterinnen des freien Sexus, rufen sie Vorstellungen zum Abgewöhnen herauf. Ist das schlimm genug, so ist die Geschmacklosigkeit noch schlimmer. Ich weiß nicht, ob es einen einzigen Mann gibt, mit dem diese Frauen liiert sind oder waren - ganz ohne Männer dürfte ja nichts zustande gekommen sein, was sie abtrieben -, der die Aufmerksamkeit auf den operierten Unterleib seiner Geliebten zu lenken wünscht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Kind stolz ist auf seine Mutter, weil sie einer Illustrierten mitgeteilt hat, daß sie sich des Schwesterchens oder des Brüderchens entledigt hatte.

Rücksichtslosigkeit gegenüber den Ärzten, gegenüber dem Partner, gegenüber den zufällig nicht gerade abgetriebenen Kindern kennzeichnet die mehr oder weniger freiwilligen Selbstdarstellerinnen im 'Stern'. Rücksichtslosigkeit aber auch sich selbst und der Sache gegenüber. Die Schamlosigkeit, mit der sie uns ihr Privatestes enthüllen, macht ihr Privatestes reizlos. Was übrig bleibt, ist eine abstoßende Reklame, ein Striptease, der sich nicht mehr mit der totalen Nacktheit begnügt, der nun auch die Gedärme entblößt. Eines der berühmtesten Stücke der Gegenwart heißt 'The lady is not for burning' ~ diese Damen sind nicht zu verbrennen, sie sind nur zu Verachten.« Das war die erste Kostprobe. Ich habe mir das genau gemerkt, weil ich ungeheuer betroffen und gekränkt war, zumal meine dreizehnjährige Tochter sagte: »Mami, wie sprechen die über dich! « Damals wurde behauptet, daß sich nur Prominente und Filmstars an der Aktion beteiligten, obwohl von den über dreihundert höchstens zehn oder zwölf bekannte Namen waren. Peter Boenisch, ein damals noch recht. flotter Karrieremacher und Playboy, schrieb in »Bild«:

»Es gibt Frauen, die für jede Filmrolle eine Abtreibung machen lassen würden, und zwar nicht nur in den ersten drei Monaten. Und diesen Mord an einem lebenden, wenn auch noch im Mutterleib befindlichen Kind soll der Staat lizensieren? Wenn das Recht auf den eigenen Bauch auch das Recht einschließt, über das Leben, des eigenen Kindes zu beschließen, wo hört denn das auf? Dürfen morgen Kinder mit Geburtsfehlern umgebracht werden? Bei allem Respekt zu unseren Stars und ihren Leistungen auf der Leinwand, wo es um Gesundheit geht, sind die Ärzte kompetenter«. Das ging dann die ganzen Jahre so weiter.

1979 kam es zu einer neuen Eskalation. Diesmal waren es die Ärzte, die scharfes Geschütz gegen die Selbstbestimmungswünsche der Frauen auffuhren und sie gleich zu Massenmörderinnen erklärten: Karsten Vilmar, Präsident des Deutschen Ärztetages sagte in einem Rundfunkinterview: »Wir können soziale Probleme in unserem Wohlfahrtsstaat nicht durch Tötung von Leben regeln. Es geht beim Schwangerschaftsabbruch los. Es wären dann ja eine ganze Reihe von weiteren sozialen Tatbeständen denkbar, bei denen jemand vielleicht auch noch auf die Idee kommen könnte, diese Schwierigkeiten durch Tötung von Leben zu regeln. Ich erinnere nur an die ungelösten Fragen der Rentenproblematik. Wo kommen wir denn dahin! Und ich meine, darin liegt eine Gefahr und wenn wir uns dieser Gefahr nicht bewußt werden, kommen wir wieder in Ecken, die wir glaubten, nach dem Tausendjährigen Reich überwunden zu haben«.

Das war im Juni 1979. Im Juli 1979 wurde Herr Dr. Holzgartner, der Leiter des gesundheitspolitischen Arbeitskreises der CSU, mit dem Vergleich zum Nationalsozialismus noch deutlicher: »Heute wird noch mit der sozialen Indikation alles und jedes abgetrieben. 75.000 Föten in einem Jahr. Ist das nicht eine Katastrophe? Wenn Sie sich die Bilder der Föten ansehen und die der Leichen in Auschwitz, dann ist da praktisch kein Unterschied«.

Er spricht aus, was auch schon Peter Boenisch meinte: Wer abtreibt, der tötet auch Rentner, tötet auch mißgebildete. Kinder. Der Vorwurf beschränkt sich nicht auf das, was zur Diskussion steht, sondern erstreckt sich auf eine phantastische Vermutung anderer Verbrechen.

Unter dem beziehungsreichen Titel »Holocaust und Embryocaust« schreibt die Europäische Ärzteunion: »Heute erpreßt und beschimpft man uns Deutsche immer noch mit den schrecklichen Liquidationen des Dritten Reiches, dem Holocaust. Hitler setzte das Lebensrecht außer Kraft und funktionierte deshalb den Begriff vom. Töten des Menschen im Strafgesetzbuch um ... Heute werden mit dem neuen verfassungswidrigen Gesetz schon jährlich mehr als 90.000 ungeborene Kinder auf Krankenkassenkosten in teilweise staatlich finanzierten Tötungsinstituten legal liquidiert. Niemand konnte uns bisher den Unterschied zwischen einem solchen Institut und einem Tötungsinstitut für Geisteskranke klarmachen«.

Und wenn den Frauen, die kein Kind austragen wollen, noch immer nicht bange geworden ist, wird ihnen mit klammheimlicher Freude eine arge Zukunft angedroht. In der christlichen Schrift »Jesus als Psychotherapeut« schreibt ie Psychotherapeutin Frau Johanna Wolf: »Gerade die so billig gewordenen Abtreibungen treiben Frauen im Klimakterium wegen Depressionen in unsere Sprechstunde. Die einst als Barrikadenkämpferinnen für das Recht auf den eigenen Bauch in vorderster Front standen, sitzen dann wie ein Häuflein Elend vor uns. Die Psyche hat die Barbarei der Abtreibung eben nicht überwinden können, aber davon wissen unsere Gesetzgeber nichts«.

Wie man pflegerisch und liebevoll mit dem werdenden Leben umgeht, demonstriert hingegen der Vorsitzende der Kassenärztlichen Vereinigung in Hamburg, Herr Dr. Döring in einem Brief vom Januar 1981: »Im letzten Jahr waren 130.000 Schwangerschaftsabbrüche zu verzeichnen, davon 70 Prozent aus sozialer Indikation in unserer typischen notleidenden Bundesrepublik. Aus ärztlicher und familienplanerischer Sicht unterstelle ich einmal, daß bei ca. 50.000 Fällen keine zwingende Indikation bestand. Da der Ausfall einer Geburt für das Bruttosozialprodukt einen Verlust von 500.000 Mark bedeutet, beinhalten 50.000 Schwangerschaftsabbrüche einen Verlust von 25 Milliarden Mark am Bruttosozialprodukt pro anno«.

Eindrucksvoll ist auch die Argumentation der Kirche, wo sie sich für das ungeborene Leben schlägt, etwa in der Broschüre »Kind schaut Dich an«, die im Katholischen Pressebund e.V. erschienen, im Kölner Dom und sicher auch andernorts für die Gläubigen ausgelegt ist»In diesem Jahr des Heils 1979 blieben 80.000 Kinder tot. Bitte, nicht etwa Gastarbeiterkinder, nein, vollgültige Deutsche. Welcher Unglücksfall hat uns da heimgesucht? Gar keiner, denn es ist ganz geplant vorgegangen, etwa wie man junge Kaninchen umbringt oder junge Katzen ersäuft. Es wird noch toller. Die eigenen Mütter verlangten die Tötung und kamen damit durch, denn wir haben ein Gesetz, das solche anomalen perversen Kindesmütter noch in Schutz nimmt. Verstehe, wer das kann. Ein Herodes von Bethlehem brandmarkt die Geschichte seit zweitausend Jahren, hier passiert das Tausendfache«.

Ein anderes Zitat aus der gleichen Broschüre: »An eine Abtreibedame: Gnädige Frau mit dem selbstbewußten Gesicht und Kindesblut an den Händen. Es würde kein Blut, unschuldiges Blut an Ihren Händen kleben, wenn Ihre Frau Mutter Sie selbst abgetrieben hätte oder wenn man Sie selbst nach der Geburt umgebracht hätte, wie man junge Katzen ersäuft, stimmts? Wegen dieser Unterlassung konnten Sie schuldig werden. Nun müssen wir uns mit Ihrem Modemord befassen und Klartext schaffen!«

Das ist die Sprache, mit der Menschen zur gegenseitigen Liebe und Ehrfurcht bewogen werden sollen. Und wie wird gehandelt? Da gibt es die »Aktion Leben« und den »Dachverband zum Schutze der Ungeborenen«, die zu Demonstrationen aufrufen, zum Beispiel in Lindenfels. Dort gibt es eine Privatklinik, in der Abtreibungen vorgenommen werden; die Patientinnen kommen meist von weit her, oft aus Süddeutschland, weil sie in ihrem Heimatort keine Hilfe gefunden haben oder sich nicht trauen. Gegen diese vereinzelten Frauen richtete sich die Demonstration, die wochenlang rund um die Bundestagswahl mit ganzen Busladungen von auswärtigen Lebensrettern durchgeführt wurde. Die »Frankfurter Rundschau« meldete:

»Im Mittelpunkt der bei der Stadtverwaltung angemeldeten Demonstration steht der katholische Pfarrer Winfried Pietrek, der vor dem Krankenhaus in Hungerstreik trat und der ein Holzkreuz bei sich führt, in dessen Schnittpunkt ein fünf Monate alter., in Gießharz eingegossener menschlicher Embryo befestigt ist«. Mit diesem Kreuz tritt er dann den Frauen entgegen und mahnt sie zur Umkehr, wobei er durchaus schon Erfolg hatte, wie die katholische »Bildpost« freudig vermerkt.

Ein evangelischer Pfarrer hat Strafantrag gegen diese Aktion gestellt, allerdings ist die Begründung eher betrüblich: »Als Christ fühle ich mich zutiefst in meinen religiösen Gefühlen verletzt, wenn Tote öffentlich und nackt zur Schau gestellt werden. Als Vater und Religionslehrer kann ich es nicht hinnehmen, daß Kinder durch die öffentliche Zurschaustellung eines toten Embryos einen seelischen Schaden davontragen«.

Der Eindruck trügt, daß dieses Sprachgut nur von kirchlicher oder ärztlicher Seite kommt, es gibt auch andere erstaunliche Streiter auf diesem Gebiet. Zum Beispiel den Studienreferendar Eckard Linnenkohl, der sich in einer Zuschrift an den WDR als Sachverständiger in Abtreibungsfragen anbietet. Dabei beschreibt er sich so- »Seit 1971 in der SPD, unter

dreißig, kein Frauenfeind, Umweltschützer, evangelisch, somit nicht unbedingt in das feministische Klischeebild einzuordnen«.

In einer zornigen Abrechnung mit den Frauen, die auf einer weiteren Liberalisierung des § 218 bestehen, heißt es am Schluß: »Die jüngsten Trends der bundesdeutschen Abtreibungsszene sind in ihren Konturen sichtbar. Arbeiterwohlfahrt und Pro Familia planen Abtreibungszentren. Hier geht es primär nur noch um das technische Knowhow. Ökonomie und Effizienz rangieren vor der Wertordnung des Grundgesetzes. Noch hat die britische Euthanasiebewegung hierzulande nicht Fuß gefaßt. Als Pendant zur Abtreibung ist sie noch, halbwegs tabuisiert. Die Selbstbestimmungsformel linker Sozialkundebücher bereitet den ideologischen Boden für die Tötung von ungeborenem und geborenem Leben. Begleitet werden diese Trends von der liberalen Tendenz, sexuelle Beziehungen zwischen Kindern und Erwachsenen zu fördern. Wenn Pädophilie, Euthanasie und Abtreibung im Vormarsch sind, bleiben soziales Verhalten, Solidarität und verfassungsmäßig verankerte Rechte auf der Strecke. Noch ist es für eine Umkehr nicht zu spät«.

Es ist erstaunlich, wie man in einem einzigen Satz den Bogen zwischen Abtreibung, Euthanasie und Pädophilie herstellen kann. Noch erstaunlicher ist es allerdings, daß dieser Autor seine frauenfeindlichen Gedanken in der angesehenen SPD-Zeitschrift »Die Neue Gesellschaft« publizieren darf.

Das gleiche Menschenbild wird in konservativen ärztlichen und kirchlichen Äußerungen immer wieder deutlich. Es erinnert fatal an bewährte Diffamierungsstrategien vergangener Zeit: Wer abtreibt oder Frauen zur Abtreibung verhilft, wer sich auch nur für ihr Verständnis einsetzt, der tötet auch Rentner, vernichtet geistig Behinderte, schändet Kinder. Mir machen diese Lebensretter Angst.

Konkret-Sexualität 1981, S 83

Ingrid Klein

... backe backe Kuchen

Eine junge Frau hat ihren Beziehungsjammer auf Papier gerotzt, das Werk binden lassen - und die Szene fährt darauf ab, ist betroffen, findet sich wieder.

»Das Buch ist Scheiße, aber erzählen Sie es nicht weiter, es verkauft sich wie nix« - so ein Buchhändler. Beides ist die traurige Wahrheit. »Der Tod des Märchenprinzen« von Svende Merian ist eine autobiografische - Beziehungskiste. Bereits fünf Monate nach Erscheinen 15.000 mal verkauft. Durchschnittliche Leser pro Buch: fünf. Es wird überwiegend gelobt, viel diskutiert und befindet sich bereits auf Platz zehn des »tip«-Szenen-Sellers. Die vierte Auflage wird gerade gedruckt.

Die Geschichte ist in einem Satz erzählt: Svende, eine 24-jährige Studentin, Schwerpunkt Märchenforschung, lernt über eine Kontaktanzeige (»linke frau, 24, möchte gerne unmännliche männer, gerne jünger, kennenlernen. chiffre 9003«) einen Arne kennen, lieben und hassen, weil er sie nicht liebt. Ende. Das Buch hat 350 Seiten. Davon sind ungefähr siebzig Seiten den beiden ersten und einzigen guten Beziehungswochen gewidmet mit einigen Rückblenden auf frühere sexuelle Beziehungen (»was das alles bei mir kaputt gemacht hat«), der Rest ist die mühsame Trennung.

Ich habe noch nie ein Buch über Beziehungen gelesen, das so absolut beziehungslos ist. Die Personen, authentisch zwar, haben keinerlei Geschichte, keine Biografie, leben irgendwie, aber wie, erfährt man nicht. »Die größte Randgruppe ist das eigene Ich« schrieb Hermann P. Piwitt vor gut einem halben Jahr. Hier ist das sogenannte Ich noch um die Hälfte reduziert.

Hier wird nicht mehr gelebt, hier ist nicht von Arbeit, Ausbildung, Familie, Nachbarn, Freunden die Rede, hier geht es ausschließlich um Beziehungen, genauer, um das Sexuelle in Beziehungen. Das Leben findet nur noch rund ums Bett statt. Daß man zwecks Nahrungsaufnahme einkaufen und kochen muß, ist richtig lästig. Jeder Kneipenbesuch, jedes Zu-spät-Kommen, jeder Besuch einer politischen Veranstaltung ist ein Liebesentzug.

Nachdem die Autorin in der sehr einseitigen Abrechnung endlich »ganz sauber und klar rausgearbeitet hat, warum er ein Schwein ist«, erfährt man auf Seite 259 nebenbei, daß das chauvinistische Schwein achtzehn Jahre Heimerziehung hinter sich hat.

So schwierig es heute ist, eine Frau zu sein, die ihren Mann steht, dennoch mit Männern leben will und ständig Gefahr läuft, in jeder denkbaren Konfliktsituation den bewußten Verzicht auf die Muttchenrolle vorgeworfen zu bekommen - ein Mann möchte ich auch nicht sein: Er hat sich mit der Frauenfrage noch nicht groß beschäftigt - ein Chauvi. Er fragt nicht, ob er sich vorsehen muß - ein Chauvi. Er fragt und hat trotzdem seinen Orgasmus regelmäßiger - ein Chauvi. Er ist rücksichtsvoll und kündigt daher an: ich komm - ein Softi, der sich chauvihaft verhält.

Puuhhh! Jedes Detail im Bett wird registriert, archiviert und abgeheftet. Und die Frau leidet Höllenqualen bei ihrer monströsen, peniblen Fleißarbeit. Dabei will sie so stark sein, ihm überlegen sein, ihm alles nachweisen können, ihn auszählen können: Es ist einzig und allein wichtig, dem anderen nachzuweisen, wo er überall Macken hat, dieser Macker, der einfach nicht der »unmännliche Märchenprinz ist, sondern ne Flasche. Dabei geht es nicht um *den* Mann oder *die* Flasche, sondern um die Gattung Mann.

Arne jedenfalls zieht sich zurück, er ist diesem totalen Kampf nicht gewachsen, dieser ständigen Konfrontation mit den »richtigen«, weil feministischen Ansprüchen, diesem immer wieder drüber reden, reden, reden, oder darüber, warum er nicht reden will.

Kürzlich hat sich Alice Schwarzer erregt, daß in dem Verhütungsheft der »Courage« die Frauen sich selber auf ihre Gebärmutter und ihre Vagina reduzieren. Sich emanzipiert fühlen, wenn sie dem Freund sagen: »He du, ich hol mir mein Diaphragma.« Das ist von der gleichen Qualität wie Svende Merians Exkurs über das »Hinterher«: »Die Zeit der Tempo-Tuch-Wischerei habe ich hinter mir. « Deswegen kann sie es genießen, ihn »ganz heiß aus sich rausfließen« zu spüren.

Nicht mit ner Sagrotan-Dusche hinterherzuspülen ist schon o.k., aber muß man deswegen nun mit der kleinen Samenpfütze im Bett Backe-Backe-Kuchen spielen? Die neue sexuelle »Ehrlichkeit«, die so total das übrige Leben überlappt, ist kein Grund, sich stark und emanzipiert und lebensfähig zu fühlen. Sie gibt dem Leben keinen neuen Sinn, ist ausschließlich Flucht vor der Realität, wie ein willkürlicher Blick in die Kleinanzeigenseiten der »Courage« bestätigt: »Laß dich auf die Schwelle meines Freiraumes einladen. Laß uns dort verweilen, versinken und uns ungeheuer wichtig sein. Laß uns diesen Platz WIR nennen und hier manchmal ein Stück Zeit verschwenden, um Kraft zu finden für das Ich und die Ewigkeit. Chiffre 3/30«.

Amen.

Svende Merian: »Der Tod des Märchenprinzen«, Hamburg, 1980. 28,- Mark

Konkret-Sexualität 1981, S 84

Peter-Paul Zahl

Anlage defekt: Handbetrieb

Es ist ein Wunder menschlicher Widerstandskraft, daß nicht alle Gefangenen als Monster und Ripper aus dem Knast kommen.

Die im Strafvollzug erzwungene sexuelle Isolation ist nicht nur ein Übel für die Betroffenen selbst. Sie hat vielmehr auch negative Bedeutung für die Gesellschaft, in die die Gefangenen einmal zurückkehren werden.

Dr. Bartsch, Staatssekretär im niedersächsischen Justizministerium

JUSTITIA hat weder Schwanz noch Möse. Sie hat dort, wo andere Hirn, Herz, Geschlechtsteile haben, ein Nichts. Das Strafgesetzbuch enstand zu einer Zeit, in der anständige Bürger die Beine ihrer Klaviere mit Tüchern verhängten: sie könnten obszön wirken. Das Strafvollzugsgesetz entstand einhundert Jahre später, zu einer Zeit, in der Beate Uhse Zuwachsraten hatte, von der selbst die Rüstungsindustrie nur träumen kann. In StGB und StVollzG taucht Sexualität nur auf als - Delikt. Verbeamteten Juristen ist Sexualität fremd. Kein Wunder: sie vermehren sich nur per Zellteilung, wie alle Bürokraten.

Der Haftrichter kann gestatten, daß ein Besuch unüberwacht stattfindet.

Grunau, Kommentar zur Untersuchungshaftvollzugsordnung, Köln, 1972, S.73

II-27/73 s

Beschluß

In der Haftsache betreffs P.P. Zahl,

z.Zt. JVA Köln.

Die Anträge des U-Gefangenen vom 16.9.1974

1) auf unüberwachte Besuche zur Aufnahme zärtlicher und sexueller Kontakte,

2) auf Zusammenlegung mit der U-Gefangenen Gabriele K:T. in der JVA Essen zum gleichen Zweck wie 1)

werden aus den Gründen der dem U-Gefangenen bekannten Stellungnahme des Leiters der JVA Köln vom 24.9.1974 abgelehnt, § 119 Abs. III StPO.

Der Antrag zu 2) ist darüber hinaus gegenstandslos, weil sich Gabriele K:T. nicht mehr in der Bundesrepublik befindet.

Düsseldorf, den 10. März 1975

Der Vorsitzende - der II. Strafkammer, Dr. Janssen

Insbesondere ist eine vage Generalklausel, die es völlig dem Ermessen der Exekutive überläßt, die Grenze von Freiheit und Eigentum des Staatsbürgers zu bestimmen, mit dem Grundsatz der Gesetzmäßigkeit der Verwaltung, der von Art. 2 Abs. 1 GG mitumfaßt wird, nicht vereinbar.

Bundesverfassungsgericht 8, 276

Die Beschwerde wird ... verworfen.

Der unbeaufsichtigte Besuchsempfang gefährdet *Ordnung und Sicherheit ...* Gregor / Dr. Schneider / Dr. Amelunxen, Oberlandesgericht Düsseldorf 1 Ws 204/75;

die Verfassungsbeschwerde wird nicht zur Entscheidung angenommen, weil sie keine hinreichende Aussicht auf Erfolg hat ... Gründe: Bei der derzeitigen Form des Vollzugs der Untersuchungshaft ist es verfassungsrechtlich unbedenklich, aus *Ordnungsgesichtspunkten* dem Inhaftierten einen unbeaufsichtigten Besuchsempfang von Personen anderen Geschlechts zu verweigern. Diese Entscheidung ist unanfechtbar. Seuffert / Hirsch / Wand, Bundesverfassungsgericht in der Sache P.P. Zahl - 2 BvR 373/75.

Da kommt einer aus dem Knast und geht zu seiner Frau oder ins Bordell. Das klappt dann natürlich nicht. Da will er sich beweisen, daß er noch ein Kerl ist, und macht wieder einen Bruch.

Justizsenator Seeler, Hamburg, 1973

Aufgabe der Justiz ist es, Delinquenten zu produzieren; die Juristen sind Erfinder des einzigen funktionierenden perpetuum mobile. Vergebt ihnen nicht; sie wissen, was sie tun. Die Produktion von Delinquenz erfolgt im Wege der *Übelzuführung:* Instinkte der Affen aus der Vorsteinzeit werden im Gewande mittelalterlicher Pfaffen (Talar, Barett, Aufstehzwang etc.) mit Hilfe von Computern befriedigt - Menschenquälerei, industriell betrieben.

Mangel an Wärme, Mitmenschlichkeit, Zärtlichkeit, Liebe treibt die ausgegrenzten Menschen in die Knäste, wo der totale Mangel an Wärme, Mitmenschlichkeit, Zärtlichkeit, Liebe sie zu Monstern machen soll, zu Gegenübern und Spiegelbildern ihrer Quäler. Das System funktioniert. Barbarisch. Ein Gesellschaftsvertrag, sagen die Juristen, die ed*len Wilden,* besage, daß die Kriminellen den Kriminalen und Juristen, den edlen Wilden, zu Gleichen haben. Edler Wilder wird der Kriminelle durch Isolation, Superausbeutung (Gefangene erhalten 5 Prozent des durchschnittlichen Tariflohns abhängig Beschäftigter), Klitorisbeschneidung, Kastration, Abstinenz.

Es ist ein Wunder menschlicher Widerstandskraft, daß nicht alle Gefangenen als sexuelle Monster, Schänder, Vergewaltiger aus dem Knast kommen.

Ich hab jemerkt, det hier drinne der Trieb nach Zärtlichkeit jrößer is wie drau ßen.

Tina

»Ich kam auf ne Einzelzelle und hab versucht, ne Arbeitsstelle zu kriegen. Man hat mich überall abgelehnt wegen meiner Transsexualität. Ich sei zu weiblich, und die Männer würden sich mehr mit mir beschäftigen als mit der Arbeit. Ein Beamter wollte mich unbedingt aus dem Hause haben, weil er dachte, die Männer würden sich zu sehr für mich interessieren. Er behauptete, das Haus würde durch mich zum Tollhaus werden.

Ich hab mir jedacht: Du kannst den Jungs nur was Gutes tun. Die haben nun mal lange Zeit körperliche Liebe zu entbehren, und du kannst ihnen helfen. Naja, und dann isset zu Betätigungen gekommen, indem ick Französisch jemacht habe und so.

Von einigen Leuten hab ich ooch Jeld verlangt, die gedrängelt haben, mit mir ins Bett zu gehen. Im Schnitt zwischen 30 und 50 Mark. Es gibt Jungs, die sehr zärtlichkeitsbedürftig sind, wo ick eben mehr ne Massage mache. Es gibt natürlich auch Jungs, die eben *nur* darauf aus sind, für die ick ooch nichts empfinde, die ick denn für Jeld mache, wo ich nach zehn Minuten sage: Feierabend.

Immer, wenn ick verhaftet worden bin, bin ich erst in die Lehrterstraße (Frauenknast in Berlin, d.A.) eingewiesen worden; und nach drei Tagen bin ich nach Moabit (Männer-Untersuchungshaftanstalt, d.A.) verlegt worden. In der Lehrter würd' ich mich besser zurechtfinden. Man wird sofort von den Frauen aufgenommen, egal was man jetan hat, egal was man ist, ob man alt, jung, häßlich, schön ist; man wird vollkommen als Mensch dort aufgenommen.

Und das ist das Wichtigste, wenn man diesen Sturz jemacht hat, daß man jemand hat, wo man sich ausweinen kann, was im Männergefängnis nicht der Fall ist. Frauen erzählen sich, was sie empfinden, wie sie empfinden, was sie denken usw. Der Mann ist in dieser Hinsicht verklemmt.

Die Männer sind untereinander wie Hyänen. Jeder möchte mich festnageln und det Schlimme ist dabei, wenn er mich eenmal jehabt hat, denn will er jleich jeden Tag, jede Stunde, und det kann ick denn ja ooch nich.

Ich war auf Schub gewesen in Bayern und bin dem Richter zwangsvorgeführt worden. Ich hab mich jeweigert, hab ihm erzählt, daß ich transsexuell sei und dieser Überführung nicht standhalten würde ... Man hat mich durch 23 Knäste jeschoben. Et war die Hölle. Ich bin ewig isoliert worden. Ick kam mir vor, als wenn ick lebendig einjemauert war « (Auszüge aus einem Interview vom 1. 12.80 im Knast Berlin-Tegel mit Tina.)

Gleichlaufend mit der Erziehung des Körpers hat der Kampf gegen die Vergiftung unserer Seele einzusetzen. Unser gesamtes öffentliches Leben gleicht heute einem Treibhaus sexueller Vorstellungen und Reize.

Adolf Hitler, Mein Kampf, S. 278

Wo der völlige Mangel herrscht, verwandeln sich natürliche Vorstellungen und Wünsche in Obsessionen: Über den Himmeln jenseits der Mauern der Männerknäste treiben Mösen und Brüste, über jenen der Frauenknäste Riesenphalli. Die Obsessionen schaffen sich ihre Märkte, deutlicher als woanders wird Sex zur Ware: Das Ausleihen eines zerfledderten

Pornoheftes über Nacht kostet ein Päckchen Tabak und mehr, Blasen hat seinen Preis, Arschfick einen höheren; Duschsäle als Räume versteckter Begierde.

Die Homosexuellen schaffen sich ihre Subkultur; nur die wenigsten von ihnen bekennen sich offen zu ihrer Veranlagung: der Schwule steht in der sozialen Hierarchie des Knastes weit unten, wie draußen; liebt er, ist er erpreßbar (»Wenn du mit XYZ zusammenbleiben willst, erzähl uns ... «). Die Heterosexuellen sind schlechter dran, sie müssen auf Surrogate ausweichen. Der Knast verroht die Verrohten zusätzlich.

Männerknast ist Mackerknast, macho-Knast. Der Sensible geht unter, er ist Gegenstand des Spotts. Zum Feindbild gehört die Emanze: Emanzipation erschwert den schnellen und leichten Zugang zur »Fotze«. Onanie schafft Erleichterung; Wichsen wird zur Manie: Da bestätigen sich die Herrschenden ihrer Überlegenheit: Das Pack ist nicht sublimierungsfähig.

Langzeithäftlinge, aber auch übliche Knastkarrieren (Erziehung im Heim, Jugendknast, Erwachsenenknast), werden oft »knastschwul«, *benutzen* Partner gleichen Geschlechts - mit strenger Festlegung, wer da Mann, wer »Frau«. Bezeichnend, daß, fallen sexuelle Standards, auch moralische Standards fallen: So sind die »Zinker«, die »Petzer«, die unfreiwillig-freiwilligen Mitarbeiter des Vollzugsstabs zumeist »knastschwul«.

Draußen ist der Knastschwule stehts »anständiger« Hetero, die Knastschwulen sind in den seltensten Fällen Bisexuelle. Zur Knastschwulität gesellen sich zumeist Selbstekel, Zynismus, Verrohung. Wer den Arsch hinhält, ist unten; wer ihn benutzt, übt Macht aus. Die ganze Brutalität des patriarchalischen Systems spitzt sich im Knast zu.

Im Frauenknast, bestätigte mir Tina, sind Zärtlichkeiten an der Tagesordnung; viele Frauen haben dort »feste Verhältnisse«. Nur zu verständlich, daß Frauen, die von unten stammen, aus lieblosen Verhältnissen, aus lieblosen Ehen und Beziehungen (80 Prozent der Insassinnen des Knasts in der Lehrterstraße sind drogenabhängig), den Wechsel zum Lesbentum schneller und komplikationsloser verkraften. Frauen und Mädchen, die schmusen und Hand in Hand gehen, werden auch draußen »geduldet«. Männer so gut wie nie. Im Knast erst recht nicht. Knast macht, wie Krieg, »hart«. Weichheit und Güte führen im Männerknast, bei Strafe des Untergangs, bestenfalls zu Enttäuschung, schlimmstenfalls in den Selbstmord.

Justitia nährt sich von Menschenfleisch. Dieses bekommt erst durch Angst, verdrängte Sexualität, Aggression seinen schönen, seinen typischen Geschmack.

Nach der Abschaffung der Leibesstrafen des Mittelalters versuchte die herrschende Klasse das Konzept der »Resozialisierung«: Einzelhaft und Beten sowie die Lektüre »erbaulicher Schriften« sollten den Büßer bessern und läutern. In der spätkapitalistischen Konsumgesellschaft erhielt der Knast »permissive Züge«: Pornos wurden erlaubt, die Ausbeutung intensiviert, Freizeitbeschäftigungen zugelassen, zum Schließer gesellen sich Sozialarbeiter und Weißkittel, die Psychologen.

Die unnatürlichen Umstände des Knastsystems, seine Anlage als »totale Institution«, seine Kontrollierbarkeit, die Verfügbarkeit seines »Menschenmaterials« erlaubten die interessantesten Experimente. Reformen und Repression werden zu zwei Seiten derselben Medaille; da bestimmt nur der Konjunkturzyklus, welche Form der Unterdrückung gerade angebracht ist (zur Zeit stehen die Zeichen auf Rücknahme aller Reformen).

Sexualität und Knast schließen einander aus. Sexualität im Knast ist stets verkrüppelte, verstümmelte Sexualität, bleibt Protest im Rohzustand; da hilft kein »Hängolin«, kein potenzschwächendes Pulver in Wasser und Fraß, da helfen Verbote der »Sexpuppe« nicht (Oberlandesgericht Hamburg), hilft das Hinwegsehen über die vielfältigen Subkulturen nicht. Die »Roheit« der Sexualität macht den Herrschenden immer und überall Angst, sie paßt auch nicht in das angestrebte aseptische Modell Deutschland eines Dr. Herold (BKA), in den »Sonnenstaat« absoluter Herrschaft.

Der Orgasmus im Knast ist keiner, er ist bloße Ent-Ladung, Ejakulation, er ist kein »kleiner Tod«, er ist Teil des grossen Todes. Die »Schwarze Sonne der Erotik« (Büchner) scheint nicht im Knast. Dem Sex bleibt dort die Einsamkeit, vor allem die des Marktes. Der deutsche Strafvollzug ist nicht zu reformieren, er ist nur abzuschaffen. Sexualität im Knast ist nur schwaches Versprechen des Lebens vor dem Tode; in einem perversen System kann es die Perversionen nicht geben, die die Weißkittel und Schließer ihren Opfer andichten.

Im Knast Werl, Westfalen, feierte vor einigen Jahren ein Häftling Schwarze Messen. Nach der Entlassung schlitzte er Knaben auf: Er war folgerichtig konditioniert worden, er ist Mustertyp des »Resozialisierten«. Eine Gesellschaft die sich entrüstete über seine »Untaten«: die sich nicht entrüstete über den Knast, der ihn, wie Tausende und Abertausende, konditioniert, verdient ihre »Ripper« nur zu sehr.

ich wiederhols: es ist ein Wunder menschlicher Widerstandskraft, daß nicht alle Gefangenen als Monster und Ripper aus den Knästen entlassen werden (eine Frauenbewegung, die für / gegen Vergewaltiger nur die Forderung auf Knast bereit hat, sollte sich die Konsequenzen gut überlegen). Unmenschen sind nicht jene, die in die Knäste geschickt werden, nicht jene, die in ihnen vegetieren. Unmenschen sind jene, die lebendige Menschen da hineinschicken.

Freiheit heilt. Immer.

Konkret-Sexualität 1981, S 87

Norbert Klugmann

Nicht f□ r Voyeure

Peep-Show: Spermapf□ tzen zeigen den Mangel an Sinnlichkeit

MAN kann die Mappe drehen und wenden, wie man will. Es ist von nichts anderem als von Sex die Rede in Sätzen und in Bildern, »Peep-Show-Bildern«. Die Frauen bestehen aus saftigen Geschlechtsteilen mit ein bißchen verdünntem Körper im Hintergrund, an dessen Ende ein Kopf sitzen mag und ein Gesicht vielleicht. Der Körper ist zurückgenommen, die Beine weit auseinandergespreizt, um die starr gemeißelten männlichen Gesichter hinter den Scheiben nicht mit dem Anblick eines Gesichts in ihrem Rhythmus zu erschrecken.

Man sieht den Gesichtern an, daß sie nicht zu ihrem Vergnügen hier sind. Sie stehen »in einem Schlammbad ranzigen Spermas«. Knopf auf, Reißverschluß runter, das muß schon sein, und dann ran an den Feind. »Mancher vielleicht mit verächtlich abgedrehter Hand, als streife er den Laich eines zuckenden Froschs ab«.

Sie werden ihre Lust los, schnellen sie zu den anderen auf den Zellenboden gerotzten Klecksen. Einsame, kasernierte Männer im Halbkreis um Frauen, die ihnen ein Standardrepertoire von »drei, vier, fünf Stellungen« hinhalten. Mehr ist nicht nötig. Es geht schon so.

Allein in einem abgeschlossenen Kasten, der sorgfältig von innen verriegelt wird. Sich nur nicht erwischen lassen. Mit dem Geheimnis aus der Gruft kommen, daß man vielleicht nicht ... Nicht? Fragt Anna B., die alte Putzfrau. »Sie schimpft auf den Dreck und den Gestank und die Wichser«.

Gelacht wird hier nicht. Hier wird gearbeitet und abgeleistet. Mittendrin die Frauen und um sie herum die kleinen Vierecke mit den riesigen Gesichtern. Dazu Scheinwerfer, immer Hindernisse, geschlossene Türen, weit entfernte Frauenkörper, auch wenn sie zum Greifen nah scheinen. Was bekommen die Männer für ihre Geldstücke, die pünktlich auf die Sekunde nachzuwerfen sind? Hineingehen, verriegeln, ein Sehschlitz, kein Wort, nur Berührung mit sich selbst, fertig werden, wiederkommen.

»Letzte denkbare Revolutionierung des Genres wäre die totale Technisierung des Vorgangs, die Abschaffung der Handarbeit und die Einführung von Melkmaschinen«. Vier Wochen nach dem Erscheinen dieser Sätze von Amendt berichtet der »Stern« von der neuesten Erfindung aus dem Hygiene-Haus Uhse, das eben eine solche Melkmaschine gebaut hat und nur noch mit dem Problem kämpft, ob das scharfe Kunstmösen-Reinigungsmittel die Folgeschwänze anätzen könnte.

Diese Mappe ist knallhart. Die Bilder von Christoph Krämer und der Text von Günter Amendt gehören zum realistischsten, was man über den Zustand von Sexualität in der BRD zeichnen und schreiben kann. Sie macht überhaupt keinen Mut. Sie zerstört scheinheilige Empörung durch schlichte Beschreibungen in Worten und Strichen. Informationen über Rentenversicherung und Pausenzeiten der Frauen machen höchstens Lust auf Tarif-Verhandlungen. Aber die sind nicht möglich, weil die Warteliste der Anwärterinnen zu lang ist.

Ich werde mir diese Bilder nicht an die Wand hängen. Nicht, solange es noch etwas zu kämpfen und zu wünschen gibt.

»Sex als Ansichtssache« von Christoph Krämer (Bild) und Günter Amendt (Text), Schriftbild 1980, 20 Mark, Bestellungen: Peter Mathews, Hohe Weide 58, 2000 Hamburg 20

Konkret-Sexualität 1981, S 88

Marina Moeller-Gambaroff

Um den Preis des Lebens

Am fast menschenleeren Strand von Sabaudia blieben wir unter uns. Ich lag viel in unserer Sandkuhle, die wir gegen den leichten Wind gegraben hatten. Sie war gerade so tief, daß die Wölbung meines schwangeren Bauches die Höhe des Strandniveaus nicht überstieg. Ich hatte mich eingenistet in diesen Sichtschutz und beobachtete die nackte Nina, die mit Michael angeschwemmte Arme, Beine, Rümpfe, Köpfe von Puppen sammelte und sie triumphierend zu Babies mit monströsen Proportionen zusammensetzte.

Die selbstverlorene Sinnlichkeit ihres prallen, runden, kleinen Kinderkörpers berührte mich sehr. Sie genoß ihre Nacktheit. Zum ersten Mal in ihrem eindreivierteljährigen Leben konnte sie viele Stunden hintereinander vollkommen unbekleidet sein. Vor allem war sie von Windeln befreit, was sie ausgiebig dazu nutzte, ihre kleine Möse zu untersuchen. Ununterbrochen war eine Hand zugange. Manchmal war sie still und versonnen, wie nebenbei mit ihrem Geschlecht befaßt, dann wieder erforschte sie sich höchst aktiv, konzentriert und neugierig. Ich erlebte Ninas Verhalten auf vielfache Weise. Es war eine Bestätigung dafür, daß Kinder sich ihrem Körper unbefangen nähern, wenn man sie läßt. Ein selbstverständlicher, vergleichsweise banaler Zusammenhang, wie ich mit dem Kopf registrierte. Aber für mein Gefühl war das ungeheuer wichtig. Ich konnte noch einmal mit ihrer Hilfe miterleben, wie es sich anfühlt, als Mädchen Schritt für Schritt sich selbst zu erfahren.

Vielleicht hätte ich sogar Neid und Betrübnis verspürt,. wäre Nina ein fremdes Kind gewesen. Neid auf die unbeschwerten Abenteuer mit dem eigenen Körper, Betrübnis über die Verbote und Einschränkungen, die meine Eltern im besten Glauben an das Richtige hatten ergehen lassen. Aber durch die Nähe zu ihr fühlte ich mich unmittelbar eingebunden in ihre Erlebnisse, ohne sie dabei, wie ich glaube, zu stören.

Dieser innere Zustand veränderte sich, als wir ein Bad nehmen wollten. Das Meer war noch zu kalt und wegen des Drecks auch wenig einladend. Wir mußten also zum Schwimmbecken des Hotels. Ich zog mir ein Strandhemd über, Nina blieb nackt. Als wir dann dem Schwimmbecken zustrebten, vorbei an einer langen Reihe von Liegestühlen, und sich eine Zeitung nach der anderen senkte, eine Sonnenbrille nach der anderen in die Stirn geschoben wurde, Blicke unseren Weg verfolgten, war es mit meiner Unbefangenheit vorbei. Auch ich begann, unseren Auftritt zu beobachten: Eine Schwangere im siebten Monat, dicker Bauch, nur mit Bikini und Strandhemd bekleidet, an der Hand ein kleines nacktes Mädchen, das die Finger in seiner Möse stecken hat.

Das Hotel war ausschließlich von italienischen Gästen besucht, meist Römer, die hier ihre Wochenenden verbrachten. Keines ihrer Kinder war nackt. Weit und breit keine Schwangere außer mir. Ware eine Frau schwanger gewesen, sie hätte wohl, sorgfältig in ein langes Gewand gehüllt, von Ehemann und Schwiegermutter behütet, unter einem Sonnenschirm auf einem der Liegestühle gesessen und uns ebenfalls genauestens betrachtet.

In mir begann sich alles zu sträuben. Waren wir denn eine solche Provokation? Ich war stolz auf meinen Bauch. Es gab da nichts zu verstecken. Ich war stolz auf mein nacktes Kind. Es hatte alles Recht der Welt, mit seinem Körper zu tun und zu lassen, was es wollte. Sollten sie sich doch die Augen ausgucken! Ich war fest entschlossen, mich durch nichts irritieren zu lassen. Pregnant is beautiful.

Aber so einfach war das nicht. Plötzlich wurde mir ganz heiß bei dem Gedanken, wie ich nun jedermann vorführte, daß ich ohne Zweifel mindestens einmal im Leben Geschlechtsverkehr gehabt hatte und zum Beweis auch noch ganz schamlos mit dem Produkt hausieren ging. Und dieses kleine Mädchen an meiner Hand benahm sich auf die unverschämteste und aufreizendste Weise, ein richtiges Früchtchen aus dem Baby Porn. Gesindel, dem die Triebhaftigkeit aus allen Poren quoll. Eine Beleidigung für all die feinen Damen und Herren und eine Gefährdung für ihre unschuldigen Kinder.

Ich wurde immer, unsicherer. Diente mein lockeres Auftreten vielleicht nur dazu, über meine Gefühle hinwegzupreschen und der Welt, vor allem aber mir selbst, zu demonstrieren, was für einen natürlichen Zugang zu allem Körperlichen ich hatte, wie frei meine Tochter war? Konnte ich meinen Anspruch emotional überhaupt erfüllen oder gab ich meine Ideologie für wahres Gefühl aus? Mir kamen Zweifel. Mußte Nina den Weg in die Freiheit etwas mehr für mich als für sich finden? Würde sie durch einen solchen inneren Auftrag möglicherweise stärker gehemmt als die Kinder mit Höschen?

Noch immer schritten wir das Spalier von Liegestühlen ab. Sollte ich Nina nicht doch lieber sagen, sie möge nun endlich einmal aufhören, da unten herumzuspielen? Und sollte ich mit diesem Riesenbauch nicht doch besser einen Umstandsbadeanzug tragen, als im Bikini ins Wasser zu steigen?

Ich begann zu staunen, woher meine absonderlichen Phantasien und Selbstzweifel kamen, diese uralten, anscheinend längst überholten Schuldgefühle. Ob es am Milieu liegt? Ich entschloß mich, Nina gewähren zu lassen. Für sie hätte es keinen einsehbaren Grund gegeben, die Beschäftigung mit ihrem Körper aufzugeben, der gerade jetzt, - zumal auch in meinem

Körper so viel vor sich ging - immer wichtiger und vielleicht auch ein Trost wurde. Sie hatte bis dahin alles gedurft, warum also nicht im Angesicht der fremden Leute. Wenn ich es schwer damit hatte, daß wir ein so auffälliges Paar waren, so war das schließlich nicht ihr Problem.

Langsam faßte ich meine Umgebung näher ins Auge. Ich stellte fest, daß die Italiener zwar alle neugierig schauten, aber keineswegs abweisend waren. Und dann erblickte ich, genau an der Stelle, auf die wir zusteuerten, was ich die ganze Zeit übersehen hatte. Auf einer Sonnenliege lag eine schwarzbraun verkohlte klapperdürre Leiche. Grauenerregenderweise trug dieses Skelett einen buntfarbenen Bikini. Da ich nicht abergläubisch genug bin, um Nina, mich und das Kind in mir mit Hilfe einer magischen Geste zu schützen, blieb mir nun nichts mehr, als genauer hinzusehen. Vor uns lag eine magersüchtige Frau. Sie hatte sich auf ein Überlebensminimum heruntergehungert. Mit Hilfe der Sonne wollte sie sich nun scheinbar vollends von ihrem Körper befreien.

Am Schwimmbecken des Hotel »Le Dune« war die Welt aus den Fugen geraten, diese Begegnung ein Ding der Unmöglichkeit. Wir verkörperten derartige Gegensätze, daß mir das Zusammentreffen wie ein Verstoß gegen alle kosmischen Regeln schien.

Zunächst hatte ich versucht, meine innere Welt in Ordnung zu bringen, indem ich die Magersüchtige einfach nicht wahrnahm. Dann antwortete ich mit Angst, als sei sie eine Hexe, die Nina und mir Schaden zufügen konnte. Ohne jeden professionellen Bezugsrahmen reagierte ich zunächst nur mit Abwehr.

Ich wollte Nina vor diesem gespenstischen Anblick bewahren, wollte umkehren. Ich wurde böse. Warum stellte die Frau ihren Körper so zur Schau, warum zwang sie unseren Augen ihre malträtierte Ausgemergeltheit auf? Dieses Knochenbändel war eine Zumutung. Am liebsten hätte ich sie fortgejagt, dieses KZ-Gerippe, das so mitleiderregend wenig Mitleid erregte.

ich hatte die paar Meter Wegs vom Strand zum Schwimmbecken in einen Spießrutenlauf verwandelt, um Meine Wahrnehmung von ihr abzulenken. Ich hatte mich mit allen möglichen inneren Zweifeln abgeplagt und so das einzig Bedrohliche nicht gesehen: ein Wesen, das im Begriff war, sich zu vernichten.

Ihre Lebensfeindlichkeit griff mich an. in unangenehmer Weise wurde mir meine Figur bewußt. Ich hatte in letzter Zeit zuviel gefressen und über die Maßen zugenommen. Einige Tage Diät, gerade in der Schwangerschaft, würden sehr bekömmlich sein. Wie ein Geier stürzte diese Vorstellung auf mich nieder, hackte an dem Kind in mir.

Nahm ich etwas von ihren Gefühlen auf? Sie fühlte sich wohl sehr bedrängt durch mich, so angefüllt mit einem Kind. Erlebte mich wie eine vollgestopfte Python, die gerade ein Ferkel verspeist hat. Schwlangerschaft. Und Ninas satte Körperlichkeit bereitete ihr Brechreiz. Jedenfalls waren wir auch eine Zumutung für sie. Oder war das meine Phantasie?

man sagt, wenn eine Schwangere Feuer erblickt und sich erschrickt, kommt das Kind mit einem Feuermal zur Welt. Was würde geschehen beim Anblick einer Magersüchtigen? Würde das Kind sich von der Mutterbrust abwenden, der Mutter die Milch versiegen?

Keine Speise annehmen, nichts bei sich behalten zu können, war das schreckliche Muttermal der Magersüchtigen. Auf ihre Weise versuchte sie, Unheilvolles nicht in sich eindringen zu lassen. Alles, was sie aus ihrem Leben heraushalten wollte, selbst um den Preis des Lebens, verkörperten Nina und ich.

Mehr und mehr merkte ich jedoch, daß ich mich innerlich nicht ohne weiteres von ihr absetzen konnte. Wir hatten alle drei unser Muttermal: das Geschlecht. Das versuchte sie auszuradieren, versuchte, sich selbst, die Mutter in ihr und sich in der Mutter auszulöschen. Sie war aber in ihrer mörderischen Verneinung suchtartig mit allem beschäftigt, auf das auch Nina und ich konzentriert waren: auf unser Inneres.

Auf eine sehr eigentümliche, aber nicht mehr widersinnige Weise bildeten wir ein aufeinander bezogenes Dreieck. Wir drei befanden uns nur an verschiedenen Etappen desselben Weges.

Konkret-Sexualität 1981, S 90

Margret Hauch

Das Kreu mit der Liebe

Wo f ngt Se ualit t an, wo h rt sie auf, was ist berhaupt Se ualit t? Den Versuch einer Bestandsaufnahme hat Margre Hauch re ensiert

Um Mißverständnisse auszuschließen: U»Das Kreuz mit der Liebe« handelt nicht von Eltern- oder Nächstenliebe, sondern - das einfältige Titelbild macht's klar - von der sogenannten geschlechtlichen Liebe. Ingrid Kolb will dem »Mythos von der sexuellen Befreiung« - so der Untertitel - nachgehen. Sie möchte Frauen und Männer ansprechen, die durch die vielzitierte,»sexuelle Liberalisierung« der beiden letzten Jahrzehnte verunsichert oder enttäuscht sind und nach Orientierungshilfen suchen.

Kernstück des Buches sind Interviews mit sehr unterschiedlichen Leuten. »Bei der Auswahl der Personen sowie bei der späteren Auswahl der Interviews und Zitate ließ ich mich hauptsächlich von der Überlegung leiten, ob dieser Gesprächspartner oder seine Aussage für eine bestimmte Bevölkerungsgruppe oder für eine bestimmte Entwicklung besonders typisch sein könnte.« Hier wird kein falscher Anspruch auf Repräsentativität erhoben, sondern hier traut sich jemand, Fragen zu stellen, in einem Bereich ' in dem die meisten von uns angefangen haben zu stottern.

Die Vor-Urteile der Autorin und die Erfahrungen während der Gespräche fallen nicht unter den Tisch. Die Interviews sind gleichzeitig eine Absage an das statistisch geprägte, sterile und mißverständliche Konzept von dem Sexualverhalten *der* Deutschen, *der* Studenten, *der* Arbeiter, das es natürlich nicht gibt. Sexuelle Erfahrungen werden hier nicht isoliert, sondern im Zusammenhang der gesamten Lebenssituation dargestellt. Auch in den mehr, theoretischen Kapiteln kommen immer wieder Betroffene zu W , Ort, daneben Wissenschaftler, Therapeuten, Literaten: knapp, gut lesbar, kontrovers.

Zentrale Themen im Kapitel über weibliche Sexualität sind die Fragen nach vaginalem und/oder klitoridalem Orgasmus (oder weder noch) und eine Auseinandersetzung mit weiblicher Homosexualität, vor allem mit der Angst vieler Frauen, lesbisch zu werden oder gar werden zu müssen, wie sie in Zusammenhang mit Diskussionen und auch ausdrücklichen Forderungen der. Frauenbewegung entstehen kann.

»Schrumpft ein unsterblicher Mythos (gemeint ist der 'Phalluskult') auf sein sterbliches Maß« - was dann? So in. etwa ist der Tenor des Kapitels über männliche Sexualität. Verständnisvoll, fast mitleidig werden die Probleme der Männer dargestellt: Angst vor dem »sexuellen Versagen«, Ekelgefühle nach .»Betterlebnissen«, unbewältigte - Mutterbindung, die bei der Partnerwahl durchschlägt etc. Da werden sogar die Probleme richtig finsterer Chauvis nachvollziehbar...

Beim Thema sexuelle Schwierigkeiten wird durch Fallbeispiele versucht, Entstehung und Bedeutung sexueller Störung zu verdeutlichen.

Sie werden nicht als unabänderlich angesehen, sondern als »aus eigener Kraft oder mit Hilfe eines Therapeuten« veränderbar. Obwohl die Autorin insgesamt eher zur Selbsthilfe ermutigt, hat sie am Ende des Buches eine Liste von Beratungsstellen aufgeführt, die $ich mit sexuellen Problemen befassen. Eine hilfreiche Information für viele. Gleiches gilt für die nach Sachgruppen geordnete ausgewählte Literaturliste.

»Ober die Treu e«. Der Titel des letzten Kapitels macht mißtrauisch. Das klingt modisch, es gibt da schon so vieles. Und ich wurde nicht enttäuscht: Die Ausführungen, beispielsweise zu, alternativen Partnerschaftskonzepten, bleiben an der Oberfläche. Die kritische Frage nach der Funktion von Zweier-Beziehungen, die heute in unserem Kulturkreis von ökonomischen, pädagogischen und ähnlichen Aufgaben weitgehend »befreit«, sich oft nur auf die Sexualität als gemeinsame Basis gründen, diese Frage wird hier nicht gestellt. Genausowenig wird auf die historische und lebensgeschichtliche Bedingtheit der Fixierung auf Zweier-Beziehungen eingegangen, die das Scheitern alternativer Ansätze fast zwangsläufig impliziert.

Das fehlt mir hier und das finde ich - gerade bei einem solchen Buch - schade. PS.: Kurz einige Bemerkungen zu der Untersuchung »Seat-Forschung«, die, im Anhang dargestellt, gut ein Drittel des Buches ausmacht. Es handelt sich um postverschickte Fragebögen zur Sexualität, von denen nur gut zwanzig Prozent ausgewertet wurden. Interessant daran ist einzig die Dreistigkeit der Forscher, so etwas als »repräsentative Befragung« anzupreisen. Die Autorin wäre gut beraten gewesen, auf diese pseudowissenschaftlichen Zahlenspiele zu verzichten.

Ingrid Kolb: »Das Kreuz mit der Liebe«, »Stern«-Buch, 270 S., 1980, 20 Mark

Konkret-Sexualität 1981, S 91

Horst Tomayer

Scheiden tut weh

Der eine: Hallo, der Herr dort

Der andre: (schluchz) Bin ich gemeint?

Der eine: Ja, du, der Herr, der in sein Bierglas greint.

Was, kruzitürken, läßt das Wasser dich nicht halten?

Der andre: Ach, meine Ehe hat sich augenblicks gespalten.

Der eine: Und diesetwegen wird ins Bier geflennt?

Der andre: Ach, meine Frau hat sich von mir getrennt.

Der eine: Und drum die Laune, down statt hoch die Tassen?

Der andre: Oh Herr, mein Gott, warum nur hat sie mich verlassen

(schluchz, heul, jammer)

MAL Hand aufs Herz (ja, macht mal!), Männer: Wie oft in letzter Zeit (häuft sich, häuft sich!) begegnen wir in der Stamm-Pinte uns von Angesicht zu Angesicht bekannten Kämpfernaturen, die kaputt sind. Eisenfüße, die den Atomstromprofis mit so manchem legalen tackling den Weg zur nächsten Baustufe vergrätschten, hängen wie der Schluck Wasser in den Schultern. Duzfreunde des Friedens, die an, Ostern und für Vietnam ein halbes Dutzend Schuhbeläge durchliefen, kriegen sich nicht mehr hoch. Kumpel, die ihr Leben für die Rettung der Altbausubstanz riskierten, gefallen sich in der Widerstandskraft von Laub im Wind.

Kameraden, die bei Moskau im Wort waren; Brückenköpfe Kubas; Hoffnung der Beleidigten und Gedemütigten aller Länder; Durchblicker, die Prag nicht irritierte, Afghanistan nicht verwirrte; Internationalisten, die keinen 1. Mai verschliefen; Multiplikatoren der kleinen Schritte, die für den Gesamtschulbus und für die Feuchtgebiete stritten; Revolutionäre des Worts, die Druckfehlerteufeln wie Springer die Stirn (was sonst?) boten - ~ - sie alle: ausgelaugt. Grau wie Recycling-Papier die Fresse, schlaff die Patschhand, treten sie, jeder ein Star im Stück »Das Elend«, auf der Stelle.

Wer oder was hat sie (wie den Drachenflieger die nicht verhoffte Bö) ausgeknockt? Ein Frauenzimmer! Ja, es geschah an einem Tag wie jeder andere, der uns einer angst- und not- und herrschaftsfreien, liebevollen Welt näherträgt. Der Kanne entströmte der Duft der Bohne, das Messer holperte mit dem Reformaufstrich über die bucklicht Scheibe Knäcke, der Morgenwind streichelte die Gardine und das Kätzchen schnurrte. »Ich muß dir etwas sagen«, sprach die Gattin unseres Kameraden, »ich möchte mich scheiden lassen. « Da war das Wort heraußen, eine Klinge, fein wie Faden, spitz wie Dorn, und fuhr dem armen Luder einmal ins Herz und retour.

Nun ist er - vom Weibe abgenabelt - in der Pinte angelandet, ein Wal am Strand. Was, Kameraden, tut not in unseres Kameraden Not (den Gockel stieß das Huhn vom Sockel)? Ein Rezitativ seines Lamentos? Wehe! Keep kalt, Kameraden! Keine Verbrüderung mit dem Unglück! Schickt ihn mit der Mark zur Box, er soll den Titel drücken »Wer in Scheidung lebt, ist noch nicht tot«, und dann tragt aus euerm »Kleinen Ehescheidungsbrevier« vor. Wie, ihr habt keins? Nun so leih ich euch meins:

Du, Mann, der du deine Gattin göttisch liebtest, während ihr Sinn nur auf Kleiderschrank und Kaffeeklatsch gerichtet war -

Das Kleine Ehescheidungsbrevier

1. Unterlasse auf der Stelle emotionale Aktivitäten

1. 1. Gefühlsimplosionen (Selbstmitleid)

1.2. Gefühlsexplosionen (Haß)

1.2.1. Geschirrzerschlagen

2. Biete deiner scheidungswilligen Gattin ein sieben Tage und sieben Nächte dauerndes Scheidungsmoratorium (Berufungsfrist) an.

3. Verlasse die gemeinsame Wohnung, sofern deine Gattin nicht das Weite sucht, und quartiere dich in einer öffentlichen Herberge oder bei Freunden ein.

4. Führe auf die Scheidungs-Trebe nur Nötigstes, wie die Wäsche zum Wechseln, Dinge der Hygiene, mit.

5. Konditioniere dich für die kommenden Kämpfe.

5.1. Bring dich körperlich in Schuß.

5. 1. 1. Ernähre dich eiweißreich.

5.1.2. Rüste deine Bedrückung bei Waldläufen, Mannschaftsballspielen und Berg/Heidewandern ab.

5.2. Bekümmere dich um nervliche Ausgewogenheit.

5.2.1. Wühle nicht in der Psychopharmakacke.

5.2.2. Meide den Frustsuff.

5.2.3. Kein Kontakt zu Ehe-Scheidungs-Psychologen und anderen Beutelschneidern (der in Scheidung Lebende hilft sich allein!).

6. Das Moratorium ist abgelaufen, deine Gattin bleibt beim Scheidungsbegehren. Unternimm keinen Versuch der Eheinstandbesetzung.

6.2. Bettle nicht um die Fortsetzung des Bundes (er ist bereits gelöst).

6.1. Fordere deine Gattin nicht zum Bleiben auf (sie ist schon fort).

6.3. Schicke dich in dein Geschick.

7. Teile dich mit der Gattin in den gemeinsamen Anwalt, dessen Rechtsfindungsfertigkeiten bei der Umwandlung der Ehe in eine »Fam. Sache« von honorarhohem Nutzen sind; mindere die Kosten der Liquidation der Liaison tunlichst.

8. Regle in Ruhe das Geldliche. Denn ist auch die Liebe abgeschrieben, sind die Sachen doch geblieben.

8.1. Feilsche um die Hälfte des Krempels, wie es sich gehört (sage nicht, das sei schoofel, kleinbürgerlich; du bist ein Kind des Geldzeitalters - greife deiner Epoche nicht vor).

9. Erwarte den Tag der Scheidung vor Gericht gefaßt, leidenschaftslos.

10. Bis dahin und danach: Keine Kontakte zur Gattin.

11. Unterlasse jedweden Eingriff in die Sphäre deiner Ehemaligen.

11.1. Kein-Telefon-Terror.

11.2. Kein Spionieren nach dem Neben-Buhler.

12. Stimme in das Lied ein:

Go to hell, go to hell/dear old family/

Single bell, single bell/tolls at once for me, hey...

Kamerad: Auf ein neues!

Konkret-Sexualität 1981, S 92

Martin Buchholz

Aufzucht und Ordnung

Hitlers »Aktion Lebensborn« ist passé. Die zeitgemäße Form von Rassismus sind Samenbänke. Die Intelligenz kann in Serie gehen.

DAS ist das Leben: »Der Bonner Industrielle Konsul Robert Nissen sehnt sich nach einem Erben. Sein Sohn Rudolf ist ein Taugenichts. Nissens kluge, schöne Tochter Liane und ihr Mann, Dr. Erich Hohn, sind bisher kinderlos. Während einer Geschäftsreise erfährt Liane in San Franzisco, daß ihr Mann zeugungsunfähig ist. Diese Eröffnung will sie ihm ersparen und sucht nach einem Ausweg. Erich hat einen querschnittgelähmten Bruder: Uli. Er soll in New York operiert werden. Käme er als Samenspender in Frage?«

Was hier unerbittlich zuschlägt ist a) das Schicksal, und b) Hans Ulrich Horster, denn es handelt sich um einen »großen Schicksalsroman« in »Hörzu«. Die fünfte Folge von »Klon-Kind Uli« wurde so eingeläutet. Wie der Titel schon andeutet, kommt die kluge, schöne Liane und damit der Konzern auf eine ganz neue Weise zu einem Stamm- und Aktienhalter. Der wird schließlich geklont, also ungeschlechtlich aus einer Körperzelle von Erich gedoubelt und als Embryo der Liane eingepflanzt - eine Methode der künstlichen Menschenproduktion, wie sie die Genmanipulateure eines gewiß nicht mehr fernen Tages anbieten werden.

Der Mensch kann in Serie gehen - mit Doppel-, Dreifach- und Vierfachgängern nach seinem Ebenbild. Welche erregenden Kolportage-Aussichten das bringt, davon phantasierte der 27fache Auflagen-Millionär Horster (alias Ex-»Hörzu«-Chef Eduard Rhein) kürzlich auf einer »Expertentagung« in München: »Der Sohn wird 18, und die Frau verliebt sich in ihn, der ihrem Mann von früher aufs Haar gleicht.« Da ist also noch einiger Stoff in der Schublade für weitere »Schicksalsromane«.

Noch aber ist es nicht so weit, daß man einfach ein Duplikat von sich in Auftrag geben könnte. Die künstliche Zeugung von Kindern hingegen ist längst nicht mehr ungewöhnlich: »Künstlich« heißt hier, daß der Samen mit einer Sonde in den Kanal des Gebärmutterhalses gebracht wird oder in dessen Nähe. Eine Methode, die unter dem Mediziner-Kürzel AID (Artificial Insemination from Donor) international geläufig ist. Rekordhalter sind mal wieder die USA: Dort leben nach letzten Hochrechnungen mindestens eine Viertelmillion Kinder, die auf diese Weise gezeugt wurden. In der Bundesrepublik sind es etwa 25.000.

Die Gründe für künstliche Befruchtungen sind mannigfach: In den meisten Fällen aber ist der Ehemann »zeugungsunfähig« (das Wort klingt schon nach einem Vorwurf, wo wir doch in Deutschland Männer brauchen, die zu allem fähig sind). Fünf bis zehn Prozent der Ehen hierzulande sind aus diesem Grund kinderlos. Andere Gründe, um auf fremden Samen zurückzugreifen, sind: Erbleiden, Unverträglichkeit von Rhesus-Faktoren, vorangegangene Behandlung mit starken Röntgenstrahlen oder mit chemischen Mitteln, die Veränderungen in den Chromosomen der Samenzellen hervorgerufen haben könnten.

Es ist nicht billig, sich auf diese Weise ein Kind »anzuschaffen«. Die Krankenkassen zahlen keinen Pfennig dazu. Und die »Behandlung« kann lange dauern - bis zu einem halben Jahr(Durch längerfristige, regelmäßige Temperaturmessungen vor dem Aufstehen läßt sich der »Tag des Empfängnisoptimums« erkennen. Zusätzlich wird meist noch der Schleim der Gebärmutter untersucht, um den geeigneten Zeitpunkt festzustellen. Bis zu fünfmal pro Zyklus wird die Sonde mit Sperma in einer Menge von jeweils 0,3 bis 0,5 Kubikzentimeter eingeführt.

»Erst mal sechs Monate versuchen«, so meint die »Medical Tribune« salopp. Wenn es dann immer noch nicht geklappt hat, »werden weitere diagnostische Maßnahmen erforderlich«. Allerdings hat dann schon in den meisten Fällen - genau: bei 90,9 Prozent der Frauen - die künstliche Befruchtung auch wirklich etwas gefruchtet. Diese Angaben wurden »für das Patientengut des Universitätsklinikums Essen errechnet« (so formuliert es die »Umschau in Wissenschaft und Technik«).

Hunderprozentig ist auf jeden Fall der Gewinn garantiert: In Bad Pyrmont hat sich eine Privatklinik auf künstliche Besamung spezialisiert: Seit 1971 wurden dort »über 4.500 Geburten durch AID erzielt«. Genauer aufgeschlüsselte Zahlen liegen nur aus der Universitätsklinik Ulm vor: In den Jahren 1978 und 1979 wurden dort 32 Frauen behandelt. Insgesamt wurde 168 mal die Sonde mit dem Samen eingeführt. 19 Frauen wurden schwanger, es kam zu einer Fehlgeburt; zehn Jungen, acht Mädchen kamen zur Welt, davon einmal Zwillinge. Bis auf ein mongoloides Kind (hier war die Mutter Mitte dreißig,) waren alle Kinder gesund : Nach dieser Statistik aus Ulm sind bei frisch abgezapftem Sperma die Chancen einer Schwangerschaft etwas größer s bei Gefriersperma.

Diese genauen Angaben sind ungewöhnlich, denn die Kliniken und Frauenärzte bleiben lieber im Ungefähren. Man liest in der Fachpresse, daß es eine hohe »Dunkelziffer« bei künstlichen Befruchtungen gebe. Der Grund: Die Rechtslage ist hier kompliziert - allerdings nicht auf dem Gebiet des Strafrechts. Das käme nur in Betracht, wenn eine Frau gegen ihren Willen künstlich befruchtet wurde (auch das soll es schon gegeben haben). Die Schwierigkeiten liegen im zivilrechtlichen Bereich:

Juristisch gesehen ist ein durch künstliche Befruchtung erzeugtes Kind nämlich nicht ehelich und hat damit ein gesetzliches Recht zu wissen, wer sein biologischer Vater, sein Erzeuger, ist. Damit kommt der Samenspender in die Klemme: er kann auf Alimentenzahlung verklagt werden - und auch beim Abfassen seines Testaments müßte er sich fragen, wie viele »uneheliche« Kinder eigentlich mit seinem Samen in die Welt gesetzt wurden. Immerhin könnte er wiederum den Arzt auf Schadensersatz verklagen, der den Namen des Spenders genannt hat. Es kann aber auch passieren, daß Verwandte der Eltern dieses künstlich erzeugten Kindes dessen Erbberechtigung nicht anerkennen. Das klingt zwar alles etwas verrückt, ist aber in Ausnahmefällen schon zur juristischen Realität geworden.

Wer sind nun eigentlich die Spender? Die »Umschau in Wissenschaft und Technik« nennt neben gesundheitlichen Kriterien, die bei der Auswahl des Spender-Samens. vom Arzt zu beachten seien, auch dieses: »Gleiches soziales Herkommen wie die späteren Eltern des Kindes«. Man braucht also Sperma erster Klasse, da sich ja meist nur betuchte Herrschaften die künstliche Besamung leisten können. Die »Umschau« stellt denn auch klar: »Meist stammen die Spender aus dem akademischen Bereich (Ärzte oder Doktoranden). Die Spender gehören demnach einer guten Intelligenzstufe an.« Die Samenbanken verfügen damit über ein »ausgesucht gutes Erbgut«.

Holla! Was bieten sich da für ungeahnte Möglichkeiten! Das heißt. so ungeahnt sind sie nicht. Im Land der unbegrenzten Ahnungen und Möglichkeiten - in Reagans Country - sorgt man schon längst auf diese »natürliche« Weise für Zucht - und damit für spätere Ordnung. Da wird in Katalogen nach dem Muster des Versandhandels Edel-Sperma mit hohem IQ-Gehalt angeboten.

»Ich habe mich für die Nummer 13 entschieden, denn er ist der jüngste der Spender und verfügt über den höchsten Intelligenz-Quotienten«, so zitiert das US-Magazin »Science« aus dem Brief einer jungen Frau an die Sperma-Bank des Multi-Millionärs Robert K. Graham. Der bietet den nobelsten Samen der Welt: Nummer 13 ist einer der fünf Nobelpreisträger, die für seine Spermabank abgesamt und abgesahnt haben. Ihr Sperma aus der Tiefkühltruhe soll eine neue Elite züchten helfen, um »den genetischen Verfall der menschlichen Art« (so der berühmte Evolutions-Theoretiker Ernst Mayr in Anlehnung an Konrad Lorenz) zu stoppen. Wo genobelt wird, da fallen Spermien '

Der einzige der fünf, der sich öffentlich zu seiner Sperma-Spende bekannte, ist Prof. William B. Shockley, der 1956 für die Entwicklung der Transistoren ausgezeichnet wurde. »Ich betrachte mich selbst nicht als den idealen Kandidaten«, so kokettierte er, »doch ich unterstütze das Konzept, daß mehr Menschen für die Spitze der Gesellschaft geschaffen werden müssen. «

Shockley ist einer jener IQ-Apostel, für die die Ungleichheit zwischen Rassen und Klassen eine ganz natürliche Sache ist. Von Geburt her - so verkündet er zusammen mit dem Psychologie-Professor Arthur Jensen (der von Dieter E. Zimmer in der »Zeit« gefeiert wird) - sind Neger nicht so helle im Kopf wie die Weißen. Er schlägt daher eine »freiwillige« Sterilisation all jener US-Bürger vor, (vornehmlich der schwarzen), die bei einem IQ-Test unter dem Durchschnittswert 100 liegen. Für jeden IQ-Punkt unter diesem Level sollen sie 1.000 Dollar bekommen, wenn sie sich sterilisieren lassen.

Sein Anliegen ist edel, hilfreich und gut. »Die vernachlässigte Drohung, die ich im Auge habe, und zwar mehr für die Schwarzen selber als für die Weißen, ist die Disgenik. Das ist das Gegenteil von Eugenik, unter der man die Verbesserung der Erbanlagen einer Rasse zum Beispiel durch die Kontrolle der Gattenwahl versteht. Disgenik definiert man am besten als rückläufige Evolution durch die überproportionale Fortpflanzung der erblich Unterprivilegierten.« Und wer solche Gedanken als faschistisch bezeichnet, dem tritt Prof. Shockley sofort als aufrechter Antifaschist gegenüber: »Ich bin der Meinung, daß es eine deutliche Parallele gibt zwischen der Haltung der deutschen Intellektuellen der Hitler-Zeit und der Weigerung unserer Intellektuellen, der disgenischen Drohung ins Gesicht zu sehen ... «

Was er sagen will, ist dies: »Jede Kreuzung zweier nicht ganz gleich hoher Wesen gibt als Produkt ein Mittelding zwischen der Höhe der beiden Eltern. Das heißt also: das Junge wird wohl höher stehen als die rassisch niedrigere Hälfte des Elternpaars, allein nicht so hoch wie die höhere ... Solcher Paarung widerspricht aber der Willen der Natur zur Höherzüchtung des Lebens überhaupt ...

Der Stärkere hat zu herrschen und sich nicht mit dem Schwächeren zu verschmelzen, um so die eigene Größe zu opfern. Nur der geborene Schwächling kann dies als grausam empfinden.« Originalton Adolf Hitler in »Mein Kampf«. Leider ist von dem kein Tropfen Sperma übriggeblieben. Auch nicht von Heinrich Himmler, der im Dezember 1935 die »Aktion Lebensborn« gründete, der schließlich etwa 17.000 SS-Recken angehörten. Damals mußte die Menschenzüchtung eben noch direkt betrieben werden - und lief nicht wie bei der US Aktion Intelligenzborn über die Samenbank.

Dazu war die Entdeckung der Methode nötig, Sperma einzufrieren und dann wiederzubeleben. Das gelang 1940 dem amerikanischen Biologie- und Psychiatrie-Professor Hoagland, der damals sogleich im »Scientific Monthly« verkündete,

daß Frauen bald auch von Samenspendern Kinder bekommen können, die schon verstorben seien. Künftig habe man die Wahl zwischen einem Shakespeare, einem Newton oder einem Rudolfo Vatentino als Vater.

Die künstliche Befruchtung ist also ein Geschäft mit der Vergangenheit, das Zukunft hat. Und das nicht nur in den USA, sondern auch in Europa und in der Bundesrepublik. Auch hier kursieren schon Kataloge von Spermabanken bei Ärzten - natürlich ganz vertraulich, denn Sperma ist Vertrauenssache. Der Renner soll auch bei uns der besondere IQ-Saft sein. Die Quelle dieser Information ist absolut seriös: Die Präsidentin des Europäischen Parlaments, Madame Simone Veil, forderte kürzlich bei der Einweihung eines biologischen Forschungszentrums, daß endlich gegen kommerzielle Samenhändler im Versandgeschäft vorgegangen werden müsse.

Doch das Geschäft blüht weiter: Demnächst werden die kommerziellen Samenbanken wahrscheinlich eine neue Abteilung eröffnen können: Auch menschliche Embryonen kann man inzwischen einfrieren und wieder auftauen. Demnächst kann man gleich das gewünschte Geschlecht bestellen und vor der Geldanlage die erhofften Erbanlagen von Mutter und Vater passend zurechtmixen lassen.

Man wird dann auch eine Gebärmutter mieten können, in der das Kind heranwächst, damit die gnädige Frau nicht die ganzen Unannehmlichkeiten einer Schwangerschaft erdulden muß. In etwa zwei Jahrzehnten, so war im September letzten Jahres auf einer Fachtagung in Kiel zum Thema künstliche Befruchtung zu erfahren, wird es auch möglich sein, Retortenbabys bis zur »Geburt« in einer Brutmaschine, also völlig außerhalb des Mutterleibs, heranzuzüchten. Dann kann endlich der direkte Versand von fix und fertigen »Wunschkindern« beginnen. Dagegen ist dann »Klon-Kind Uli« ein Waisenknabe.

Konkret-Sexualität 1981, S 95

Peter Dahl

Die endgültige Geschichte der »St.Pauli Nachrichten«

Mama! sagt ganz laut ein Kind, was ist das für ein roter Faden, den der Affe da hat-? Mama sagt es nicht. Mein liebes Kind, es ist der rote Faden, der sich durch die ganze Weltgeschichte zieht.

Kurt Tucholsky

WENN wir auf die besten Küchen der Stadt zusteuerten, weil Stefan Aust die Parole ausgegeben hatte:»Wenn ich mit meinem Verleger verhandele, will ich das Gefühl haben, ich hätte mindestens so gut gegessen wie er«, dann trafen wir auf dem Kiez manchmal auf Pflastermaler (es war 1970). Horst Tomayer wurde dann jedesmal ganz unruhig, bis er mal dem Dilettanten am Trottoir die Kreide entwand und das Werk korrigierte: »Rahmen müßt ihr malen; Rahmen will der Bürger sehen!«

Dabei wären wir, was den Geschmack des Bürgers angeht, gar nicht nötig gewesen. Peitschen-Jo, unser aller Chefredakteur, wußte da ganz gut Bescheid und berichtete gelegentlich Dumpf-Gruseliges aus seiner heimischen Intimsphäre. Als wir dann mal seine Frau trafen, glaubten wir ihm jedes Wort. Wir waren vielmehr für eine Spezialaufgabe angeheuert; es ging um ein Stück Zeitungsgeschichte, bloß hat das keiner gemerkt.

Helmut Rosenberg, früher Kfz-Schlosser, dann Raritätenhändler und schließlich ein Traum von einem Verleger (»Wir informieren einfach aus der Sicht des Lebens«), der seinen Redakteuren die Aschenbecher leerte und Cola auf die Schreibtische stellte, war vom System bedroht: ein paar Ausgaben seiner »St.Pauli-Nachrichten« waren auf den Index der »Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften« des Regierungsdirektors Rudolf Stefen geraten, und nun drohte deren Spezialität: eine Dauerindizierung nach Paragraph 7 GjS, die glatt den kommerziellen Tod des Blattes hätte bedeuten können, über dessen kometenhaften (Stern mit Schwanz) Aufstieg die Branche den Kopf schüttelte.

Aber: Eine Zensur findet nicht statt, hatte Verleger Rosenberg herausgefunden und denjenigen Passus des Gesetzes, der eine Dauerindizierung für Tageszeitungen verbot. Er gründete also eine Tageszeitung, kaufte dafür zu erfreulichen Pauschalen, um die wir gefeilscht hatten wie die Freier, eine Redaktion zusammen, und Rosenberg und sein Schwager Tante Herbert, der Verlagsgeschäftsführer, gingen zum Trödler an der Ecke und trugen einen neuen Satz Schreibtische in die Verlagsräume in der Hein-Hoyer-Straße.

Es ging also um die Freiheit des Wortes, der Presse und der Kunst. Das muß gesagt werden, weil es bald keiner mehr weiß und wir in alle Winde zerstreut sind. Peitschen-Jo muß jetzt für den Bauer-Konzern Witze zeichnen, von der Redaktion sind Stefan Aust und Christa Auch-Schwelk beim Fernsehen, Henryk Broder ist für einen längeren Urlaub ausgewandert, der Kollege, dessen Namen ich vergessen habe, arbeitet bei der »Bild«Zeitung, und sogar Horst Tomayer und ich haben was besseres zu tun. Nur einer ist bei der Stange (!) geblieben, und unser Kronzeuge: Rudolf Stefen ist immer noch Vorsitzender der Bundesprüfstelle. Für ein paar Jahre war er auf Tauchstation gegangen, aber jetzt indiziert er wieder alles, was ihm vors Erektionszentrum kommt.

*

Historischer Rückblick.

April 1968. Der Raritäten- und Antiquitätenhändler Helmut Rosenberg auf St. Pauli und der ehemalige »Spiegel«Fotograf Günter Zint haben die Idee, eine Zeitung für Hamburg-Touristen herauszubringen. Was los ist auf St:Pauli soll drinstehen, und was es kostet. Auflage 10.000 Exemplare. Helmut Rosenberg: »Ja, ich bin hier auf St. Pauli seit 1955. Ich habe hier St. Pauli gesehen, gelebt, Erfahrungen gesammelt. Hier habe ich mein Raritäten- und Kuriositätengeschäft. Die 'St.Pauli-Nachrichten' sind ursprünglich nur für den Zweck gedacht gewesen, daß sich jeder, der wollte, auf der Titelseite einen Eindruck machen lassen konnte, seine eigene Zeitung gewissermaßen: 'Fritz Müller im Bordell verhaftet' oder 'Ewald Schulz neuer Boß im Eros-Center' - für so einen nachträglichen Eindruck brauchte ich einen Rahmen und das waren eben die 'St.Pauli-Nachrichten.'«

Juni 1969. Die Auflage ist auf 30.000 gestiegen. Für 30 Pfennig gibt es jetzt zehn Seiten.

Juli 1969. Inzwischen gibt es die »SPN« in ganz Hamburg zu kaufen. Auflage 105.000, zwölf Seiten Umfang.

Oktober 1969. Auflage 205.000. Die Polizei beschlagnahmt 91 Exemplare und bringt ein paar Tage später 90 zurück. Für die Aktion will niemand verantwortlich sein. Kurz darauf wird die Inserenten-Kartei beschlagnahmt, weil laut Amtsgericht der Verdacht besteht, daß die Anzeigen »dazu bestimmt sind, unzüchtigen Verkehr herbeizuführen«. Nach einer Woche wird die Kartei ungeöffnet retourniert.

November 1969. Auflage 420.000. Verbreitungsgebiet ist jetzt die ganze Bundesrepublik.

Januar 1970. 780.000 Exemplare, jetzt alle 14 Tage.

Februar 1970. Der »SPN« droht Dauerindizierung nach dem »Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften«. Rosenberg bringt zur Abwehr eine täglich erscheinende Hamburg-Ausgabe heraus. Der Verleger: »Die Tagesausgabe ist ein kleines Kind, das ungewollt in die Welt gesetzt worden ist. Ungewollt von mir, gezwungenermaßen von der Bundesprüfstelle. Nachdem die dritte Indizierung in der Luft hing, habe ich mich entschlossen, genau nach den deutschen Gesetzen zu handeln.«

April 1970. Die »große« Ausgabe mit dem Anzeigenmarkt erscheint jetzt wöchentlich mit 1,2 Millionen Auflage. Das ist ungefähr so viel, wie »Zeit«, »Christ und Welt«, »Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt«, »Bayernkurier«, »Rheinischer Merkur« und »Welt am Sonntag« zusammen verkaufen. Nur »Bild am Sonntag« hat noch die Nase vorn.

Juli 1970. Nachdem einige Zeitungswissenschaftler begutachtet haben, daß eine täglich erscheinende Zeitung nicht unbedingt eine Tageszeitung ist, bekommt die Druckerei Angst vor den Indizierungsbestrebungen der Bundesprüfstelle; die tägliche Ausgabe wird wieder eingestellt.

*

Für eine Tageszeitung neuer Art waren wir eine durchaus qualifizierte Redaktion. Tomayer konnte Pflastermalen und Aust konnte alles. Broder hatte mit der ihm eigenen Systematik sein »Deutsches Porno-Archiv« aufgebaut und wegen der Veröffentlichung einer konsumkritischen Fellatio-Darstellung eine Hausdurchsuchung hinter sich. Ich gab - von namhaften Porno-Verlagen finanziert - einen Pressedienst für die Freiheit des lüsternen Wortes heraus und fand dessen Titel »artikel 5« keineswegs überzogen. Außerdem war ich gerade am experimentieren. Unsere alternative Presseagentur, das »Strempel Reporter-Büro«, war eben nach großen Erfolgen eingegangen; nur unser Wiener Büro arbeitete noch weiter.

Wir besaßen für unseren neuen Job auch einige fachliche Erfahrung. Henryk M. Broder: »Ich erinnere mich an einen Empfang in der Bad Godesberger Redoute. Die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften hatte alle eingeladen, die irgendetwas mit Pornografie zu tun hatten, und zwar von beiden Seiten. Die Porno-Fraktion war genauso da wie die Justizfraktion, und an deren Spitze der damalige Justizminister Benda; und daneben saßen dann solche Flipper wie Gerhard Zwerenz, Peter Dahl, Jörg Schröder vom März-Verlag und ich. Wir merkten damals alle miteinander nicht den Spielcharakter des Anlasses.

Bei dieser Veranstaltung, bei der wir die Porno-Provo-Fraktion darstellten, gab es einen besonderen Reiz dadurch, daß wir nichts ausließen, was die Gegenseite schockieren konnte, wobei wahrscheinlich der Schock gar nicht so groß war, wie wir damals angenommen haben. Ob es verbale Provokationen waren, daß wir ständig ficken und Votze und vögeln sagten, oder daß ich 30 oder 40 Silbermesser, -gabeln und -löffel geklaut habe und gebündelt vor mir hertrug und demonstrativ vor allen Leuten in meinen Koffer tat - wir hatten nichts ausgelassen, womit wir meinten, der Gegenseite unsere Verachtung ins beamtete Gesicht schleudern .zu können.

Heute glaube ich, daß die Gegenseite die Clownerien, die wir aufführten, eigentlich genoß und sich in ihrer Liberalität und Toleranz halt dadurch bestätigte, daß sie uns machen ließ in diesem harmlosen kleinen Vorgärtchen. Es hat sicher großen Spaß gemacht, aber heute habe ich das Gefühl, daß wir das damals zu wichtig genommen haben. Das waren nicht die Auseinandersetzungen, auf die es ankam. Es hätte uns damals schon zu denken geben müssen, daß sich die ganzen Ministerialen derart bereitwillig mit uns an einen Tisch gesetzt haben.

Es gab aber auch Leute, die unsere Aktivitäten gut fanden, weil wir für sie nicht nur die Clowns, sondern auch die Pfadfinder machten. Ich meine die ganzen Sex-Kommerz-Menschen, die nach uns gekommen sind, und denen wir in der Öffentlichkeit ein bißchen den Weg geebnet haben. Das waren die Verbündeten, die wir uns nicht gewünscht haben, aber auch das haben wir damals nicht gesehen.«

Andere hatten natürlich den genauen Durchblick. Als wir einen Sack Leserpost geklaut hatten, um daraus ein Buch zu machen, hatte Nicolaus Neumann vom (alten) KONKRET-Buchverlag ziemliche Vorbehalte. Das sei ein Nebenwiderspruch, sagte er. Vielleicht deshalb hat er von den 40.000 Exemplaren »Seid nett aufeinander« nur 20.000 bezahlt. Für mich blieb immerhin das Gefühl, auch mal einen Bestseller gemacht zu haben.

*

Redaktionell griffen wir voll ins Leben. Und wie man hineinruft, so schallt es zurück. Auf eine Bitte um Sprachregelung (»Wir möchten gern wissen, wie wir es mit dem Geschlechtsverkehr halten sollen«) forderte die Leserschaft einerseits einhellig »Schreiben Sie bitte ficken, das macht wenigstens geil«, andererseits sandte sie präzise 371 Formulierungsvorschläge ein:

Hobeln, möbeln, säbeln, stoßen, stopfen, hacken, pelzen, schieben, holzen, vernaschen, reiten, stecken, bespringen, decken (»Gerade die beiden Lehnworte aus dem Tierreich beschreiben das geliebte sportliche Wirken der Partner meiner Meinung nach mit einer geradezu liebenswürdigen Direktheit, auf die wir Deutsche mit Recht stolz sein sollten«), futschen, bummfiedeln, mausen, huckchen-dubchen, pludern (»Lege ein Bild von mir bei. Möchte gern mal in Ihre Zeitung«), raspeln, feilen, haspeln, geigen, strahlen, hupfen, fiedeln, rasseln, poppen, (»Nach eingehender Diskussion sind wir zu dem Schluß gekommen, daß die Formulierungen 'einen wegstecken' und 'auf den Stift setzen' weitaus erträglicher sind als 'ficken.'. Beischlaf-Gemeinschaft der Iduna-Versicherungen«), bommeln, stucken, wedeln, bohnern, pimpern, knispeln, pinseln, (»Bin ganz normale berufstätige Hausfrau von 45 Jahren. Habe mit meinem Mann wöchentlich dreimal 'Elternabend'«), körpern, penisinvaginieren, bimmeln, bollern, fumsen, (»Haken, vögeln oder mausen - das ist bei uns in Ludwigshafen modern«).

*

Henryk konnte bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit einen Satz von Herbert Marcuse aufsagen: Das Bild eines Generals in voller Uniform ist obszöner als das Bild einer nackten Frau. Unsere Leser versuchten unentwegt, uns eines besseren zu belehren. Wilhelm Reich im Kopf und die Leserpost auf dem Schreibtisch, gingen wir daran, unser Weltbild umzusortieren. Die Schwierigkeit war, wir und die Briefschreiber benutzten das gleiche Vokabular: frei, Befreiung, tolerant, aufgeschlossen, ohne Tabus, modern. Die Leute packten aus, als hätte man ihnen nie mit Fegefeuer und Rückenmarksschwindsucht gedroht, aber irgendetwas stimmte nicht.

Unsere Leser, die (uns und untereinander) mehr schrieben als die ganze Redaktion zusammen, strampelten sich ab wie die Hamster im Tretrad. Da, wo der Mercedes vorm Eigenheim steht und die Nerzstola im Schrank hängt, da sollten sich in den Schlafzimmern endlich, so wollten es unsere Leser, die ungeahnten Orgien mit Gruppensex und Flagellantismus abspielen, von denen man überall las. Aber »dezent« und »mit der Zusicherung voller Diskretion« bitte. Ausweitung der Intimsphäre auf ein paar andere Schweinigel, um sie dann um so dichter abzuschotten.

Der Mittelstand hatte einen neuen Leistungszwang entdeckt. Kaum einer der männlichen Briefschreiber tat's noch unter 18 Zentimetern, aber selbst 30 erschien vielen noch nicht übertrieben genug. Auch sonst blieben die Kategorien des Mittelstands intakt: »Werte Dame! Sie verlangen eine äußerst strenge Erziehung. Das ist sehr einsichtsvoll. Meine Führungsposition in der Industrie erlaubt es mir, über eine ausreichend bemessene Freizeit uneingeschränkt disponieren zu können. Gern weise ich Ihnen meine einschlägigen Erfolge nach.«

»Ehe und Familie genießen den besonderen Schutz des Staates« - warum? Weil sie ihn brauchen. Unsere Leser stellten der Ehe immer neue Bankrotterklärungen aus, um sie dann - in sexueller Not und unter immer neuem Leistungsdruck - immer neuen Belastungen auszusetzen. Ehefrauen wurden als Tauschobjekte angeboten (»Meine Frau Lilo ist ebenfalls sehr freizügig und bei jeder Gelegenheit zu allem bereit«), oder es wurden die raffiniertesten Sicherungen eingebaut, um die ersehnten Eskapaden vor dem Partner geheimzuhalten.

Herr und Frau Saubermann rotierten in dem Konkurrenzkampf, den sie angezettelt hatten, und sie waren von einem total überzeugt, obwohl wir verzweifelt dagegen anschrieben: daß nämlich alles, was sie sich so sehnlich wünschten, verboten, unanständig, unzüchtig, obszön, eine Schweinerei sei. Sonst hätte es ihnen kaum Spaß gemacht.

Karl H. Bönner, Psychologe, nach der Analyse von 2.225 Kleinanzeigen in den »St:Pauli-Nachrichten«: »Befreiung bieten die 'SPN' soviel wie ein Wasserglas voll Schnaps. Sie führen nicht in die .Reflexion über die Ursachen sexueller Zwänge, sondern helfen soviel und soweit, wie das Glas Schnaps dem Alkoholiker: Zum nächsten Katzenjammer. Und das ist wenigstens ein kleines Stück.«

*

Pornografie hielten wir für einen unserer Verbündeten. Im Gegensatz zu dem hochglänzenden Porno-Ersatz der Illustrierten und dem manirierten des Kinos verspricht sie nichts, was die Erfahrung nicht halten könnte. In der »SPN«-Seite »Fotografieren Sie Ihren Liebling« sahen wir ein Dokument der sexuellen Wirklichkeit im Gegensatz zu den Industrie-Träumen der Illustrierten.

Ansonsten machten wir jeden Tag eine Parodie auf die Boulevard-Zeitungen von »Bild« bis »Morgenpost«. Täglich Neues aus der Welt der Tiere, zum Beispiel in folgender »integrierter Schlagzeile« (auch unsere Erfindung): »Rätselhafter Zusammenhang: Strauß neuer CSU-Vorsitzender - Hund verstümmelte sich selbst - Mörder killte schwangere Rehe - Mutterschafe auf dem Mist verreckt«.

Natürlich hatten wir jede Menge Nacktfotos. Zum Beispiel mit diesem Text: »Ich liebe das Leben. Ich wasch gerne ab. Ich warte gern auf meinen Mann. Ich gebe mich ihm gern abends hin. Ich hüte gerne die Kinder. Ich sehe gern fern. Ich lese gern die 'Bild'-Zeitung. Ich fühle mich frei ... Ich fürchte mich vor dem Atomkrieg. Aber ich bin für die Verteidigung der Freiheit. Ich bin glücklich. «

»Der Mond ist jetzt ein Ami« schlagzeilte »Bild« zur ersten Mondsonde. Wir warteten, bis die Chinesen ihren ersten Trabanten in Umlauf hatten, der bekanntlich »Der Osten ist rot« piepste, texteten »Der Weltraum ist jetzt ein Chinese« und ich ging mit Pappe und Pinsel zu unserem (rot-)chinesischen Stammlokal auf der Reeperbahn und ließ mir »Der Osten ist rot« übersetzen. Wir hatten die erste Zehn-Zentimeter-Schlagzeile in chinesischen Schriftzeichen der deutschen Pressegeschichte. Auf gelbem Hintergrund.

Als FJS verkündete, Mitglieder der APO seien Tiere, auf die die Gesetze der menschlichen Gesellschaft nicht angewendet werden könnten, kamen Hein und Fiete (Horst und Stefan) der »Bild«-Zeitung zuvor und machten eine Foto-Reportage:

»24jährige Anarchistin von achtpfündigern Dackel entbunden. Eine Kommunewohnung im Arbeiterbezirk Kreuzberg. Dreckig die Wände der Wohnung, der Müll stapelt sich in der Küche. Die Mutter des Wesens ruht auf einer schmuddeligen Couch, der sogenannte Vater sitzt neben ihr und simuliert zärtliche Vatergefühle. Wir fragen 'sie': 'Werden Sie das Kind taufen?' Trotz ihrer Erschöpfung, die Geburt liegt erst einen Tag hinter ihr, schreit sie uns an: 'Das Kind wird nicht getauft. Wir sind Atheisten.' Wir fragen ihn,. langhaarig, schnauzbärtig, Trauerränder unter den Nägeln: 'Wie soll es heißen? Ist es ein Junge oder ein Mädchen?' 'Wir werden ihn Mao-Wuff nennen.' Hein drückt rasch auf den Auslöser der Polaroid. Dann verlassen wir die Kommune fluchtartig. Wir haben ihn eigenhändig gesehen: den Westberliner APO-Hundesohn.«

*

Das war, wie gesagt, 1970. Wer damals in die KPD (ML oder AO) ging, in den KBW oder die RGO, der macht heute ungeheure Klimmzüge, um zu erklären, das wäre alles falsch gewesen, ein Irrtum, den man jetzt abarbeiten müsse.

ich will nicht sagen, die »SPN« seien eine Alternative gewesen, noch, ich hätte nicht dazulernen müssen. Aber es hat Spaß gemacht - auch wenn die sexuelle Konterrevolution gesiegt hat.

Inzwischen ist das Geschäft mit der sexuellen Not fest in der Hand des Bauer-Konzerns und der Beate Uhse, der Pam-Kinos und Peep-Show-Ketten. Gottseidank ist von denen noch keiner gekommen, und hat sich bei uns bedankt, daß wir den Vorreiter gemacht haben.